

Tony Ballard

Die Horror-Serie von A.F. Morland

Medusenblick

In diesen Augen wohnt der Tod



Medusenblick

Tony Ballard Nr. 84

von A.F.Morland

erschienen am 06.12.1985

Medusenblick

Pater Severin hatte sich gründlich auf den Exorzismus vorbereitet. Dicke Bücher hatte er gewälzt und sich Formeln, Gebete und Sprüche eingeprägt, die geeignet waren, den Teufel auszutreiben. Er hatte geweihte Gegenstände im dunklen Raum verteilt, und bald würden die mit heiligen Symbolen geschmückten, dicken Kerzen brennen.

Und ihr flackernder Schein würde auf einen Mann fallen, von dem ein schwarzes, schleichendes Gift Besitz ergriffen hatte.

Er würde auf mich fallen - Tony Ballard!

Bis zum dritten Jahrhundert stellten die Exorzisten eine eigene Klasse von Kirchenbeamten dar. Heute erhält diesen Grad jeder katholische Priester anläßlich der drei »niederen Weihen« verliehen.

In der Praxis jedoch ist der Exorzismus als Ritus zur Heilung der Besessenheit an die Erlaubnis des kirchlichen Ordinarius gebunden, die nur bei erwiesener dämonischer Besessenheit erteilt wird.

Das Gespräch hatte unter vier Augen stattgefunden, und Pater Severin hatte es verstanden, die Situation seines Freundes, des Dämonenjägers Tony Ballard, sehr eindrucksvoll vorzutragen.

»Das Böse hat viele Gestalten«, hatte er unter anderem gesagt. »Manchmal tritt es auch gestaltlos in Erscheinung, hat Namen wie Luzifer, Asmodis, Atax oder - Marbu. Um letzteres geht es, Exzellenz. Marbu kann sehr vieles sein: ein Zustand, eine Ansicht, eine Geheimreligion, ein Kult - aber auch eine ungeheure schwarze Kraft und somit eine Bedrohung der Menschheit. Bis vor kurzem war der gefährliche Marbu-Geist in Afrika verankert. Von dort aus versuchte er die Welt zu überwuchern. Tony Ballard gelang es, die Marbu-Kraft zu entwurzeln und sie damit von der Erde zu trennen, aber im Verlaufe dieses Abenteuers atmete er die Dämpfe eines gefährlichen Geisteropiums ein. Marbu befand sich in dieser Satansdroge, und nun ergreift dieses schwarze Gift mehr und mehr Besitz von diesem Mann. Es verändert ihn, macht ihn leicht reizbar, jähzornig und allmählich zu einer Gefahr für seine Freunde. Es ist zu befürchten, daß er sich in absehbarer Zeit gegen uns stellt. Er wird die Seiten wechseln und für das Gute, für das er so viele Jahre mutig und erfolgreich kämpfte, keinen Finger mehr rühren.«

»Sind das die einzigen Anzeichen von Besessenheit - leichte Reizbarkeit, Jähzorn?« fragte Pater Severins kirchlicher Vorgesetzter, ein weißhaariger, asketisch aussehender Mann mit hellen, klugen Augen.

»Tony Ballard weiß, daß er das gefährliche Marbu-Gift in sich trägt. Außerdem blieb es auch seinem Freund und Kampfgefährten Mr. Silver nicht verborgen«, sagte Pater Severin. Nervös wischte er sich mit der großen, sehnigen Hand über sein Pferdegesicht.

Es lag ihm sehr viel daran, die Erlaubnis für den Exorzismus vom Ordinarius zu erhalten. Würde sein Vorgesetzter aber nein sagen, so würde er die Teufelsaustreibung ohne Genehmigung vornehmen. Noch nie hatte er sich über die Anweisungen dieses ehrwürdigen Mannes hinweggesetzt, aber um Tony Ballard zu helfen, würde er das und noch viel mehr tun.

»Ein Abenteuer verschlug Tony Ballard in die Hölle, Exzellenz«, berichtete der Priester. »Asmodis ließ ihn den Kopf der schwarzen Wahrheit berühren. Dieser Kopf hätte den Dämonenjäger qualvoll getötet, wenn ihn der Marbu-Geist, der ihn ausfüllt, davor nicht

bewahrt hätte. Kurz davor kämpfte mein Freund gegen eine gefährliche Zauberin namens Arma. Seit langem verfolgt sie ihn mit ihrem Haß, und nichts schien ihr wichtiger zu sein, als ihn zu töten. Doch auf einmal will sie davon nichts mehr wissen. Tony Ballard ist plötzlich kein Feind mehr für sie. Arma und Asmodis haben erkannt, was mit Tony Ballard los ist. Er befindet sich auf dem Weg zu ihnen, wird bald ihr Freund sein, deshalb verschonen sie ihn. Wenn er sich für das Böse so einsetzt, wie er es bisher für das Gute getan hat, werden schreckliche Dinge geschehen. Er hat mich gebeten, ihm zu helfen, und ich möchte es gern mit Ihrer Erlaubnis tun, Exzellenz.«

»Und was würden Sie tun, wenn Sie diese nicht bekommen?« fragte Pater Severins Vorgesetzter. »Ich glaube, ich kenne Sie gut genug, um zu wissen, daß Sie Ihrem Freund auf jeden Fall helfen würden.«

Der Priester senkte den Blick, sagte nichts.

»Kein anderer übt das Priesteramt auf eine so… eigenwillige Weise aus wie Sie«, sagte der weißhaarige Mann.

Pater Severin blickte ihn mit seinen großen dunklen Samtaugen treuherzig an. »Liegen Beschwerden vor?«

»Sie wissen, daß sich niemals jemand über Sie beschweren würde. Aber mir kommt dennoch ab und zu zu Ohren, daß Sie den kirchlichen Segen auf eine… nun, sagen wir - recht merkwürdige Weise spenden. Hin und wieder sollen Gläubige Ihr Pfarrhaus ohne ein blaues Auge betreten, aber mit einem solchen herauskommen.«

»Was ich tue, geschieht nur zum Wohle meiner mir anvertrauten Schäfchen, Exzellenz.«

»Man liebt Sie trotz Ihrer unorthodoxen Methoden. Oder vielleicht gerade deswegen.«

»Und ich liebe die Menschen, die meiner Gemeinde angehören. Ob sie nun gesündigt haben oder nicht. Es gibt nichts, was sich nicht geradebiegen ließe.«

»Das glaube ich Ihnen bei der Kraft, die Ihnen zur Verfügung steht und die Sie sich nicht anzuwenden scheuen, gern.«

»Wenn Sie erlauben, möchte ich noch einmal auf Tony Ballard zurückkommen«, lenkte Pater Severin ein. »Kürzlich kämpften wir gegen einen schrecklichen Dämon namens Alcarrax. Der Höllenfeind hätte um ein Haar Mr. Silver vernichtet. Tony Ballard hätte es verhindern können, aber er hat es nicht getan. Er stand einfach nur da. Wenn ich nicht eingegriffen hätte, wäre sein Freund verloren gewesen. Zum ersten Mal hat Marbu unseren Freund beeinflußt. Gestern war's nur unterlassene Hilfeleistung, morgen kann es schon mehr sein. Das Marbu-Gift ist stark und unberechenbar. Ich weiß nicht, ob es mir gelingen wird, es aus Tony Ballards Körper zu vertreiben, aber ich muß es schaffen, ein Fortschreiten der Vergiftung zu verhindern. Auch das wäre schon ein Erfolg.«

»Sie sind diesem Tony Ballard sehr zugetan, wie mir scheint.«
»Ich liebe ihn wie meinen Bruder, Exzellenz«, sagte Pater Severin. »Um ihn zu retten, würde ich sogar in die Hölle gehen und mit dem Teufel persönlich kämpfen.«
»Und Ihre Aussichten, zu siegen, wären nicht einmal so schlecht«, sagte der Vorgesetzte des Priesters milde lächelnd.
Und dann erteilte er Pater Severin die Erlaubnis, den Exorzismus an seinem Freund Tony Ballard vorzunehmen. Er stellte nur eine einzige Bedingung: Die Sache sollte nicht an die Öffentlichkeit gelangen.
Das war in Pater Severins Sinn.

***

Aber wenn auch die Öffentlichkeit nicht von der Teufelsaustreibung erfuhr - ein anderer bekam Wind von der Sache - Asmodis! Tony Ballard gehörte schon so gut wie der Hölle. Da sollte sich kein Exorzist einmischen und die schwarze Entwicklung aufhalten oder gar zunichte machen.
Der Fürst der Finsternis wollte sich nicht persönlich darum kümmern. Es gab genug andere Dinge für ihn zu tun. Das unruhige Höllengefüge zu beherrschen und zu regieren, war nicht einfach.
Es gab immer wieder Dämonen, die heimlich gegen ihn intrigierten und ihm seinen Platz streitig machen wollten. Eine Revolution war jederzeit möglich, deshalb mußte Asmodis auf der Hut sein.
Auch das Machtstreben von Atax, der Seele des Teufels, war ihm ein Dorn im Auge, denn dieser Dämon wollte so etwas wie ein schwarzer Gott werden. Da er das allein allerdings nicht schaffen konnte, war er unermüdlich auf der Suche nach Verbündeten, und in diesem Zusammenhang sah es selbst Asmodis als Segen an, daß die Höllenstreiter untereinander zumeist zerstritten, in vielen Fällen aber zumindest uneinig waren, denn das erschwerte es Atax, seine Machtgelüste zu befriedigen. Und selbst wenn er Verbündete fand, bedeutete das noch lange nicht, daß sie dies für alle Zeiten blieben. Sie konnten sich jederzeit wieder *von* ihm abkehren oder sich sogar gegen ihn wenden.
Das Machtgefüge der Hölle war ständig in Bewegung - und es gab nicht nur Atax, der nach oben kommen wollte.
Viele Gestalten konnte Asmodis annehmen. Diesmal erschien er als Feuerstreifen am schwarzen Himmel, und er war zu Phorkys, dem Vater der Ungeheuer, unterwegs…

***

Wo immer die schwarze Macht Phorkys einsetzte, meisterte er die ihm gestellten Aufgaben mit großer Zuverlässigkeit. Deshalb hatte ihn die Hölle vor geraumer Zeit von der Erde abgezogen und in anderen Dimensionen verwendet.

Ihm war es gleichgültig, wo er seine Ungeheuer schuf. Jede Welt war ihm recht. Überall verbreiteten seine Wesen Angst und Schrecken.

Ein goldener Himmel spannte sich über ihm. Er stand vor einem Haus, das einem Iglu glich, und wartete auf Asmodis' Eintreffen.

Angeblich hatte der Höllenfürst einen sehr wichtigen Auftrag für ihn. Phorkys war gespannt, was es war.

Grauenerregend sah er aus. Von jedem Wesen, das er je geschaffen hatte, trug er selbst etwas an sich: die geschuppte Haut des Drachens, die Zähne des Ghouls, die Schnauze des Werwolfs, das Schlangenhaar der Gorgonen, die Krallen des Wertigers und so weiter.

Doch er bot nicht nur einen abscheulichen Anblick, er verströmte auch einen bestialischen Atem. An seinem warzenübersäten, schleimglänzenden Kinn, das sich unter der Wolfsschnauze befand, zitterte ein dünner Vollbart, und in seinen Augen züngelten rote Flammen.

Ein Zischen und Scharren lenkte ihn ab. Er wandte sich um und erblickte eine echsenhafte Gestalt. So sahen die Wesen aus, die diese Dimension bevölkerten.

Die Gestalt duckte sich, als befürchtete sie, geprügelt zu werden. »Herr und Gebieter…«

»Verschwinde!« herrschte Phorkys das Wesen an. »Laß mich allein!«

»Du hast befohlen, ich soll dir melden, wenn…«

Flammen - daumengroße - entstiegen Phorkys' Augen, sausten auf das Wesen zu und trafen es. Es schien, als bestünde das Echsenwesen aus einem leicht brennbaren Material. Die kleinen Feuerzungen stießen gegen den Körper und setzten ihn in Brand.

Weit klaffte das Echsenmaul auseinander und ein markerschütternder Schrei klang auf, während das Wesen verbrannte. Es wälzte sich brüllend auf dem Boden, versuchte die Flammen zu ersticken, doch das war nicht möglich.

Die Schreie verstummten, das Wesen lag still, und wenig später erloschen die Flammen auf einem schwarzen Skelett.

»Du greifst hart durch«, sagte jemand in Phorkys' Nähe. Der Vater der Ungeheuer fuhr herum und erkannte Asmodis.

»Jedermann hier weiß, was geschieht, wenn man mir nicht gehorcht!« knurrte Phorkys.

Asmodis kam näher. Er hatte einen Menschenfuß und den Huf eines Pferdes. Dadurch waren seine Schritte unregelmäßig, und es sah aus, als würde er humpeln. Bis zu den Hüften hinauf war er dicht behaart. Fast konnte man meinen, er trüge eine dicke Pelzhose. Sein Oberkörper war nackt. Harte Muskeln zuckten unter der Haut, die glänzte, als wäre sie mit Nußöl eingerieben. Sein Kopf hatte eine dreieckige Form, und aus der Stirn ragten die Teufelshörner.

»Deine Anwesenheit ist hier nicht länger erforderlich«, sagte der

Höllenfürst. »Neue Aufgaben warten auf dich.«
»Wo?«
»Auf der Erde.«
»Ich war lange nicht mehr dort.«
»Es wird Zeit, daß du dich dort wieder blicken läßt. Marbu gelang es, Tony Ballard zu vergiften.«
»Eine äußerst erfreuliche Nachricht«, sagte Phorkys und lachte schadenfroh.
»Der Dämonenhasser kann bald zu uns gehören, aber diese Entwicklung darf nicht aufgehalten werden. Tony Ballard *muß* zum Höllenstreiter werden.«
»Was kann ich dazu beitragen?« fragte Phorkys tatendurstig.
Asmodis sagte es ihm. Er sprach über die geplante Teufelsaustreibung, die Phorkys hintertreiben sollte, und der Vater der Ungeheuer hatte sofort eine Idee, die Asmodis' vollste Zustimmung fand.
»Wann soll ich aufbrechen?« fragte Phorkys ungeduldig.
»Sofort«, antwortete der Höllenfürst.
Und der Vater der Ungeheuer machte sich auf den Weg.

***

Ich leerte mein Glas. Der Pernod schmeckte wie immer. Alles war wie immer - nur ich war nicht mehr derselbe, und das machte mir Sorgen.
Ich hatte Mr. Silver nicht geholfen, obwohl er meine Hilfe gebraucht hätte, und das war mehr als bedenklich. Meine Freunde konnten sich nicht mehr auf mich verlassen!
Dieses verdammte Marbu-Gift. Es befand sich in mir, und ich haßte es. Aber wie lange noch? Je mehr mich der schwarze Parasit überwucherte, desto mehr würde ich mich an ihn gewöhnen.
Und dann…
Völlige Abkehr von allen bisherigen Freunden! Frontenwechsel! Es würde einen neuen Feind für mich geben: das Gute! Ich würde zum Verräter an allen meinen bisherigen Idealen werden!
Das war eine ungeheure Last. Sie drückte schwer auf meine Schultern, und ich befürchtete, unter ihrem Gewicht zusammenzubrechen. Ich *wollte* nicht zum Streiter des Bösen werden, aber ich konnte die schreckliche Entwicklung nicht aufhalten.
Ich brauchte Hilfe, und von Pater Severin hoffte ich sie zu bekommen. Endlich war er soweit. Er hatte gesagt, er müsse sich gründlich auf den Exorzismus vorbereiten, und dann würde er sich umgehend mit mir in Verbindung setzen.
Das hatte er mittlerweile getan.
Ich stellte mein leeres Glas auf den Tisch und seufzte. Das war der

Abschiedsdrink gewesen. Niemand wußte, wie es mit mir weiterging. Wie würde meine Zukunft aussehen?

Konnte mich Pater Severin entgiften? Würde er es wenigstens schaffen, ein Fortschreiten der schwarzen Krankheit aufzuhalten?

Schon das wäre als Erfolg zu werten gewesen, denn dann hätten meine Freunde Zeit gehabt, auf der Erde und in anderen Dimensionen nach dem Gegengift zu suchen. Wir waren davon überzeugt, daß es ein solches gab. Wir wußten nur nicht, wo.

Ich sah Vicky Bonney an. Der Blick ihrer veilchenblauen Augen war ängstlich und traurig. Sie trug ein fliederfarbenes Kleid, das eine Handbreit über dem Knie endete und viel von ihren wohlgeformten Beinen sehen ließ. Wie ein sanfter, gütiger Engel sah sie aus und konnte doch, wenn Gefahr drohte, zur kriegerischen Amazone werden.

Ich hatte mir mit ihrer Ausbildung sehr viel Mühe gegeben, um sie gegen schwarze Attacken zu wappnen, und meine gelehrige Schülerin hatte bewiesen, daß sie in solchen Situationen mutig ihren »Mann« zu stellen verstand.

»Ich muß gehen«, sagte ich.

Vicky umarmte mich. »Ich drücke dir die Daumen, Tony.«

»Mach dir keine Sorgen. Unkraut vergeht nicht.«

»Wenn man ihm mit einem Unkrautvernichter zuleibe rückt, schon«, warf Mr. Silver ein.

Ich löste mich von meiner Freundin und wandte mich dem hünenhaften Ex-Dämon zu. »Hast du noch mehr so aufbauende Bemerkungen auf Lager?«

Er überging die Frage. »Soll ich dich begleiten?«

»Ist nicht nötig.«

»Ich will ja nicht unken, aber mir ist nicht ganz wohl bei der Sache. Ich werde die Befürchtung nicht los, daß etwas passieren könnte, womit keiner rechnet.«

»Du sagst, du willst nicht unken, tust es aber«, bemerkte ich. »Man hat wirklich seine liebe Not mit dir. Warum behältst du so etwas nicht für dich? Macht es dir Spaß, Vicky zu ängstigen?«

»Ich bin schon still.«

»Wie immer zu spät«, sagte ich und reichte dem Ex-Dämon die Hand. Er drückte sie so fest, als wollte er mir die Finger zerquetschen. »Paß gut auf Vicky und alle anderen auf.«

»Mach' ich, Tony. Du kannst dich auf mich verlassen.«

Ich grinste. »Wenn du jetzt meine Hand loslassen würdest, könnte ich gehen.«

»Ich könnte dich mit dem Wagen zu Pater Severin bringen«, sagte Mr. Silver, und seine Hand, die einem Schraubstock glich, öffnete sich.

»Um zwanzig Uhr sollte ich bei ihm sein, sagte Severin. Jetzt ist es halb acht. Ich möchte nicht zu früh dran sein. Außerdem tut es mir

gut, das Stück zu Fuß zu gehen«, erwiderte ich und zählte demonstrativ meine Finger nach.
»Sind noch alle dran?« fragte der Hüne mit den Silberhaaren.
»Ja. Aber bei dir kann man nie wissen, was dir in den Sinn kommt«, gab ich lächelnd zurück.
»Du mußt mir einfach erhalten bleiben«, brummte der Ex-Dämon. »Mir würde dein freches Mundwerk fehlen.«
Ich machte es kurz, küßte Vicky zum Abschied und verließ mein Haus in der Chichester Road.
Punkt zwanzig Uhr traf ich bei Pater Severin ein. Er lobte meine Pünktlichkeit. »Nach dir kann man die Uhr stellen«, sagte er.
Dann führte er mich in einen düsteren Raum mit kahlen Wänden. Ich sah, daß er alles für den Exorzismus vorbereitet hatte. Viele heilige Gegenstände lagen bereit, und dicke alte Bücher lagen zum Teil aufgeschlagen auf dem Boden. In anderen steckten Lesezeichen aus Stoff oder Papier.
Auf schweren Messingständern steckten dicke weiße Kerzen, deren Dochte noch nicht angezündet waren, Zeichen und Symbole waren auf die langen Kerzenkörper gemalt, senkrecht angeordnet.
Hier also sollte die Teufelsaustreibung stattfinden. Ich lauschte in mich hinein. Was sagte Marbu zu dieser Umgebung und zu dem, was geplant war?
Ich fühlte mich irgendwie nicht wohl. Das mußte die Reaktion des schwarzen Gifts sein, das sich in meinem Inneren verkrallt hatte.
Würde es Pater Severin schaffen, es aus mir herauszureißen? Würde ich bei seinem Kampf gegen das Böse Schaden nehmen? Auch das war zu befürchten.
Der Priester musterte mich. »Nervös?«
»Ein bißchen.«
»Das kann ich verstehen. Ehrlich gesagt, meine Nerven vibrieren auch. Es steht viel auf dem Spiel.«
»Führst du den Exorzismus mit Erlaubnis des Ordinariats durch?«
Pater Severin nickte. »Es war nicht schwierig, sie zu bekommen.« Er lächelte. »Mein Vorgesetzter ist ein weiser Mann. Er weiß, daß ich mich über sein Nein hinweggesetzt hätte. Deshalb sagte er lieber gleich ja.«
»Er kann froh sein, daß ihm nur ein Priester von deiner Sorte untersteht. Mehrere würde er wohl kaum verkraften.«
Der große Mann in der Soutane bleckte sein kräftiges Pferdegebiß. »Bin ich wirklich so unmöglich?«
»Unmöglicher geht es gar nicht mehr, aber gerade darin besteht ja deine Einmaligkeit.«
Severin sprach über seine Vorbereitungen, und er machte mich mit der Art und Weise vertraut, wie er vorzugehen gedachte. Ich erfuhr

von einem Exorzismus, den ein gewisser Josephus Flavius beschrieben hatte. Ein Mann namens Eleazar sollte in Gegenwart eines anderen Mannes namens Vespasian und dessen Sohnes Titus vielen Personen, die von einem Marbu-ähnlichen Geist besessen gewesen waren, glücklich geholfen haben. Er hatte einen Siegelring unter die Nase der Besessenen gehalten, in dem eine bestimmte Wurzel eingeschlossen war, und befahl der mächtigen Teufelskraft, sich auf der Stelle fortzumachen und nie zurückzukehren.

Ein solcher Ring stand Pater Severin nicht zur Verfügung, aber er zeigte mir eine geweihte Wurzel, die jener in Eleazars Ring aufs Haar glich.

Er schlug einen dicken Folianten auf, in dem die Wurzel abgebildet war, und legte die andere Wurzel neben die Zeichnung. Es hätte ein und dieselbe sein können.

»Bist du bereit?« fragte mich Pater Severin ernst. »Kann ich mit der Austreibung des Bösen unter Anrufung des einen Gottes beginnen?«

Ich nickte.

»Dann lege dich hier auf den Boden.«

Ich kam der Aufforderung des Priesters nach. Ein lästiges Kribbeln ging durch meine Glieder. Marbu war gegen das, was passierte, aber *noch* hatte ich Oberwasser und ich entschied mich *gegen Marbu*!

Ich mußte Arme und Beine abspreizen, und Pater Severin rückte die Messingkerzenständer näher heran. Ich sah, wie er sich bekreuzigte, und er verlangte das gleiche von mir.

Meine Hand wollte nicht gehorchen.

Marbu!

Aber ich zwang mich dazu, und das Kreuz, das ich schlug, schmerzte mich tief im Innern.

Pater Severin sprach ein Gebet. Er redete so leise, daß ich kein Wort verstehen konnte. Es hörte sich für mich wie ein sinnloses Gebrabbel an.

Während des Gebets steckte der Priester eine Kerze nach der anderen an. Bald brannten sie alle, und ihr unruhig flackernder Schein tanzte auf mir.

Das war mir unangenehm, und die Unruhe der Kerzenflammen ging auf mich über. Wenn mich das schon beunruhigte, wie würde es erst werden, wenn Pater Severin mit der eigentlichen Teufelsaustreibung begann?

Ich konzentrierte mich auf den Priester.

In mir war eine merkwürdige Angst. Ich kam mir vor wie ein Patient, den man in den Operationssaal gefahren hat und der noch bei vollem Bewußtsein ist. Er kriegt mit, was um ihn herum passiert und kann nichts weiter tun, als sich fürchten und hoffen, daß alles gutgehen wird.

Pater Severin erhob seine Stimme, doch ich verstand die Worte, die aus seinem Mund kamen, nicht. Ich lief Gefahr, der Wirklichkeit zu entrücken.

Und es geschah ohne *mein* Zutun. Marbu zeichnete dafür verantwortlich. Mir kam vor, als wollte sich die schwarze Kraft in mir gegen das Bevorstehende schützen.

War es ihr möglich, die Teufelsaustreibung abzublocken? Konnte sie mich mit einem Panzer versehen, den kein Gebet, keine Formel, kein Spruch zu durchdringen vermochte?

Ich kämpfte dagegen an, wollte keine Abwehrmaßnahme zulassen. Schweiß brach aus meinen Poren, als ich erkannte, daß alle meine Anstrengungen ins Leere stießen.

Marbu und mein Wille bewegten sich anscheinend auf zwei verschiedenen Ebenen, deshalb konnte ich die schwarze Kraft nicht beeinflussen. Ich wollte Pater Severin über meinen Zustand informieren, doch kein Wort kam über meine Lippen.

Stumm lag ich auf dem Boden und konnte nur geschehen lassen, was passierte. Ein trüber Schleier legte sich auf meine Augen. Ich sah Pater Severin verschwommen, zerfließend.

Er wechselte immer wieder die Position. Mal sprach er mit gefalteten Händen, dann streckte er diese vor, so daß die Handflächen nach unten wiesen, und ich hörte unverständliche Worte.

Vielleicht hätten sie mich beeinflussen sollen, aber ihr Sinn kam nicht zu mir durch.

Marbu schien mich blind und taub machen zu wollen, und es schien keinen Sinn zu haben, dagegen anzukämpfen. Ich tat es trotzdem, und ich wollte Pater Severin bitten, die Zeremonie zu unterbrechen, aber ich brachte kein Wort heraus.

Sah der Priester denn nicht, daß ich ihm etwas sagen wollte? Konnte er nicht etwas tun, damit mir meine Zunge wieder gehorchte? Vielleicht hätte es genützt, mir eine geweihte Hostie zwischen die Zähne zu schieben, doch ich konnte das nicht verlangen, und Pater Severin tat es nicht von selbst.

Er setzte den Exorzismus fort, und mir war, als würde ich mehr und mehr in Trance verfallen.

Das bewirkte nicht Pater Severin.

Dahinter steckte zweifelsohne Marbu.

Mein Geist sollte nicht fähig sein, den Exorzismus aufzunehmen und zu verarbeiten. Nichts von dem, was Pater Severin tat, sollte fruchten.

Deshalb versetzte mich Marbu in Trance, und mein Gedächtnis hakte aus…

***

Phorkys setzte seine Kraft überall für die Hölle ein, ob in der

Feuerwelt, im Reich der grünen Schatten, auf Protoc, der Affenwelt, auf der Prä-Welt Coor oder sonstwo… Überall hatte der Vater der Ungeheuer schon sein Unwesen getrieben. Jede Dimension, jede Welt war ihm für seine Umtriebe recht, doch es gab auch Gebiete, die er bevorzugte, und dazu gehörte die Erde. Hier war es so einfach, die Menschen zu Tode zu ängstigen.

Gerade das bereitete ihm ein besonderes dämonisches Vergnügen. Nirgendwo sonst gab es Wesen, die so ratlos und konfus auf sein Erscheinen und auf die von ihm geschaffenen Ungeheuer reagierten.

Er liebte es, Menschen in Panik zu versetzen. Es war für ihn ein grausames Spiel, dessen er niemals überdrüssig wurde.

Deshalb freute es ihn ganz besonders, daß ihn Asmodis aus der Dimension unter dem goldenen Himmel abgezogen und auf die Erde geschickt hatte. Er würde dort wieder für Aufregung und Todesangst sorgen, und er würde auf jeden Fall verhindern, daß dieser Priester den Dämonenhasser rettete.

Viel zu lange hatte Tony Ballard gegen die Hölle gekämpft. Immer wieder war es ihm gelungen, dem Guten zum Sieg zu verhelfen.

Bald würde es umgekehrt sein. Tony Ballard würde mit demselben Eifer für die schwarze Macht eintreten und sich allem entgegenwerfen, was gegen die Hölle war.

Der Vater der Ungeheuer raste durch Zeit und Raum - schneller als das Licht war er hier, denn nichts vermochte ihn zu bremsen. Er war so schnell wie ein Gedanke, und er legte unvorstellbare Entfernungen zurück.

Von der Dimension unter dem goldenen Himmel bis zur Erde benötigte er nicht mehr Zeit als ein Fingerschnippen.

Dann war er am Ziel.

Dann befand er sich in London!

***

Sterling Wasson seufzte geplagt. Er war Fahrlehrer, und neben ihm saß Roderick Luxon, sein Schüler, ein vollkommenes Antitalent. Nach zwanzig Fahrstunden sollte man meinen, Luxon könnte wenigstens schon einigermaßen fahren, doch weit gefehlt. Mancher Fahrschüler, der zum erstenmal in diesem Wagen saß, fuhr auf Anhieb besser.

An und für sich regte sich Wasson nie auf, das hatte er sich zum Grundsatz gemacht, denn erstens war es sein Job, Leuten das Autofahren beizubringen, und zweitens schadete es seiner Galle, wenn er sich aufregte.

Aber bei Luxon war es nicht einfach, ruhig zu bleiben.

Bei dem kriegt man weiße Haare, dachte der Fahrlehrer verzweifelt. Er hatte bisher nicht geglaubt, daß ein einziger Mensch soviel falsch machen konnte, aber dann geriet er an Luxon und mußte seine

diesbezügliche Meinung revidieren.

Der Mann ist ein Wahnsinn! dachte Wasson. Ein echter Chaot! Niemals sollte man den auf die unschuldige Menschheit loslassen. Er würde die Verkehrsteilnehmer scharenweise dezimieren.

Grobknochig und vierschrötig war Roderick Luxon, und er hatte feuerrotes Haar. Er saß immer mit einer Miene hinter dem Volant, als würde er die ganze Welt hassen und deshalb über den Haufen fahren wollen - und wenn Wasson nicht ständig höllisch aufpaßte, versuchte Luxon das auch sofort.

»Links fahren«, sagte Sterling Wasson zum x-ten Mal.

»Wie?« fragte Luxon nervös und schaute den Fahrlehrer an.

»Sie sollen links fahren. Wir befinden uns in England und nicht auf dem Kontinent. Und Sie sollen nicht mich ansehen, sondern auf die Straße schauen. Wie wollen Sie denn rechtzeitig auf ein Hindernis reagieren, wenn Sie es überhaupt nicht wahrnehmen?«

»Ich… ich bin immer so schrecklich aufgeregt, wenn ich im Auto sitze. Zu Hause bin ich der ruhigste Mensch.«

Das kann ich fast nicht glauben, dachte Wasson.

»Ich brauche dem Fahrschulwagen nur in die Nähe zu kommen, schon flippe ich aus«, sagte Luxon. »Haben andere Fahrschüler auch solche Zustände?«

»Einige schon. Beim ersten Mal. Biegen Sie rechts ab!«

Luxon fing an zu kurbeln, aber in die falsche Richtung.

»Rechts!«, schrie der Fahrlehrer und bremste mit dem Zweitpedal. »Mann, was machen Sie denn?«

»Ich dachte, Sie hätten links gesagt.«

»Rechts!« schrie Wasson. »Ich sagte klar und deutlich rechts! Sehen Sie die Tafel nicht? Wollen Sie in verkehrter Richtung durch eine Einbahn fahren?«

»Also wenn Sie schreien, schmeiße ich die Nerven ganz weg«, sagte Luxon nun auch etwas lauter.

Die ersten Autohupen plärrten, weil der Fahrschulwagen den Verkehr in beiden Richtungen behinderte.

»Fahren Sie!« verlangte der Fahrlehrer. »Meine Güte, so fahren Sie doch endlich!«

»Wohin denn?« ärgerte sich Luxon. »Links ist doch die Einfahrt verboten.«

»Deshalb wollte ich ja auch, daß Sie rechts abbiegen.«

»Soll ich immer noch nach rechts…?«

»Das wäre zu liebenswürdig von Ihnen.«

»Sie müssen mir helfen. Ich bin jetzt viel zu nervös, um allein fahren zu können.«

»Okay. Geben Sie Gas… Ein bißchen mehr… Noch mehr…« Der Motor heulte auf. »Nicht so viel!« schrie Wasson.

»Wissen Sie eigentlich, was Sie wollen? Sie haben doch verlangt, ich soll noch mehr Gas geben.«

»Ist schon in Ordnung. Noch mal, Mr. Luxon, aber ein bißchen rascher, wenn ich bitten darf. Sie halten hier halb London auf.«

»Was erwarten Sie von mir? Daß ich fahre wie Niki Lauda? Ich hab' doch erst zwanzig Fahrstunden.«

Wasson griff nach dem Lenkrad und drehte es. Luxon gab wieder Gas. Natürlich zuviel, aber der Fahrlehrer sagte nichts mehr.

Bei dem büße ich alle meine Sünden ab! stöhnte er im Geist, während er die Kupplung schleifen ließ und das Fahrzeug dorthin brachte, wo es den Verkehr nicht mehr behinderte.

Es fiel dem Fahrlehrer schwer, sich bei seinem Schüler zu entschuldigen, aber er tat es, damit Luxon sich nicht über ihn beschwerte. Schließlich war er vierundfünfzig und wollte seinen Job noch bis zum sechzigsten Lebensjahr behalten.

Luxons Hände zitterten. Schweißtropfen glänzten auf seiner Stirn.

Der Mann gehört zum Psychiater, sagte sich Wasson. Er ließ dem Schüler Zeit, sich zu beruhigen.

»Geht es wieder?« fragte er schließlich so sanft wie möglich. »Können Sie weiterfahren?«

»Ich werd's versuchen«, antwortete Luxon tapfer und gab sich wirklich redlich Mühe, alles richtig zu machen und den gepeinigten Motor nicht abzuwürgen. Er kam auch verhältnismäßig gut weg, aber als er an einer schmalen Sackgasse vorbeifuhr, schien er plötzlich völlig überzuschnappen.

Er stieß einen grellen Schrei aus und überraschte den Fahrlehrer, indem er unvermittelt den Fuß auf das Bremspedal rammte. Die Pneus blockierten und quietschten schrill. Der Sicherheitsgurt des Fahrlehrers spannte sich klackend. Wäre Sterling Wasson nicht angegurtet gewesen, hätte er unweigerlich die Frontscheibe geküßt.

»Verdammt, was…«, begann Wasson.

Luxon bekam das Gurtschloß nicht auf. Er zerrte daran und schlug unentwegt drauf. »Befreien Sie mich von diesem verfluchten Ding!« schrie er. »Ich muß raus! Ich muß raus!«

»Weswegen?«

»Haben Sie's nicht gesehen? In der Sackgasse, da… da ist ein Ungeheuer!«

***

England. London. Paddington… Phorkys war am Ziel. Er stand in einer finsteren Sackgasse. Von hier war es nicht mehr weit bis zu Pater Severins Kirche.

Wenn er die erstmal erreicht hatte, würde er für eine große Überraschung sorgen. Aber so, wie er im Moment aussah, konnte er

nicht durch die Straßen des abendlichen London gehen.
Er brauchte einen Umhang, am besten einen mit Kapuze, um seine Scheußlichkeit verstecken zu können. Es stellte für ihn kein Problem dar, so ein Kleidungsstück entstehen zu lassen, doch er war damit nicht schnell genug.
Ein Wagen fuhr an der Sackgasse vorbei.
Und dann quietschten die Reifen!
Der Fahrer mußte ihn gesehen haben!
Phorkys überlegte blitzschnell, was er tun sollte. Er hätte die Welt wieder verlassen können, doch das kam für ihn nicht in Frage. Asmodis hatte ihm etwas aufgetragen, und er war hier, um diesen Auftrag auszuführen.
Kein Mensch konnte ihn davon abhalten. Aber er wollte nicht, daß es seinetwegen vorzeitig ein Aufsehen gab, denn Tony Ballard hatte gute Freunde, und wenn denen zu Ohren kam, was lief, würden sie umgehend aktiv werden.
Phorkys aber arbeitete lieber im Verborgenen. Deshalb hüllte er seine grauenerregende Gestalt jetzt in einen weiten schwarzen Umhang und verschwand in einer engen Mauernische. Er verschmolz nahezu mit der Dunkelheit, und man mußte schon sehr genau hinsehen, um ihn zu erkennen.

***

»Machen Sie endlich den Gurt los!« schrie Roderick Luxon ungeduldig.
Wasson drückte auf den breiten roten Öffner, der Automatikgurt rollte sich auf. Ich hab's geahnt, dachte der Fahrlehrer. Ich versuche einem Verrückten das Fahren beizubringen. Luxon gehört in eine geschlossene Anstalt. Dort soll er mit einem Tretauto fahren.
Der Fahrschüler sprang aus dem Wagen. Als er sah, daß Sterling Wasson keine Anstalten machte, ebenfalls auszusteigen, bückte er sich irritiert.
»Was ist? Kommen Sie nicht mit?«
»Warum sollte ich?«
»Ich brauche Ihre Hilfe.«
»Ich werde dafür bezahlt, daß ich Ihnen das Autofahren beibringe - zum erstenmal scheine ich das bei einem Schüler nicht zu schaffen -, etwas anderes dürfen Sie von mir nicht erwarten, Mr. Luxon.«
»Verdammt noch mal, ich habe ein Ungeheuer gesehen!«
»Es gibt keine Ungeheuer, Mr. Luxon«, sagte der Fahrlehrer trocken. »Es gibt keine Marsmenschen, keine fliegenden Untertassen, keine Poltergeister - und keine Ungeheuer!«
Luxon rannte um den Wagen herum. Er riß die Tür auf, beugte sich in das Fahrzeug, und Wassons Gurtschloß hatte er sofort offen. Dann

packte er den Fahrlehrer, der um etliches kleiner war als er, und zerrte ihn aus dem Auto.

»Sie kommen mit mir!« entschied er kategorisch und zog Sterling Wasson, der lauthals protestierte, mit sich.

Als sie die Sackgasse erreichten, riß Wasson sich zornig los.

»Eines sage ich Ihnen, Mr. Luxon: Ich werde mich über Sie beschweren. Es liegt mir fern, Sie beleidigen zu wollen, aber meiner Ansicht nach können Sie nicht ganz sauber im Oberstübchen sein.«

»So! Meinen Sie! Aber ich habe dieses Ungeheuer gesehen!«

»Ach wirklich? Dann sagen Sie mir doch bitte mal, wo es hingekommen ist, ich kann nämlich nirgendwo eines entdecken.«

»Es stand hier!« behauptete der Fahrschüler und eilte zu der Stelle, wo Phorkys tatsächlich gestanden hatte. »Genau hier!«

»Na schön, und nun hat es sich in Luft aufgelöst, und wir können zur Fahrschule zurückkehren«, sagte Wasson. Er hatte den Kanal voll von diesem Fahrschüler. Den hielt man ja im Kopf nicht aus. Wasson wollte zum Wagen gehen.

»Bleiben Sie!«

Mochte der Teufel wissen, warum er gehorchte. Vielleicht war da ein seltsamer Unterton in Luxons Stimme. Es war auch möglich, daß ihn Luxons gespannte Haltung veranlaßte, stehenzubleiben. Hatte der rothaarige Mann etwas entdeckt? Luxon starrte in eine bestimmte Richtung. Wasson folgte seinem Blick und sah eine schwarze Mauernische. Verbarg sich dort jemand in der Dunkelheit? Wenn ja, so war es mit Sicherheit kein Ungeheuer. Luxon war reif für die Klapsmühle, das stand für seinen Fahrlehrer fest.

Langsam setzte sich Roderick Luxon in Bewegung. Im Auto war er die Unsicherheit in Person gewesen, doch jetzt wirkte er selbstbewußt und zielstrebig.

Er kniff die Augen zusammen und neigte den Oberkörper etwas vor. Seine langen, kräftigen Arme pendelten vor und zurück. Je näher er der Nische kam, desto mißtrauischer wurde sein Gesichtsausdruck.

Phorkys wußte schon längst, daß er entdeckt war, aber er regte sich dennoch nicht. Der Mann hätte gut daran getan, in den Wagen zu steigen und weiterzufahren. Aber wenn er auf eine grauenvolle Überraschung aus war, sollte er getrost näherkommen. Phorkys fürchtete den vierschrötigen Mann nicht. Der Bursche konnte noch so mutig sein, dem Vater der Ungeheuer konnte er nichts anhaben.

Aber Roderick Luxon verließ sich auf seine Kraft…

Er sah die Gestalt in der Schwärze des Schattens. Sie wirkte zusammengesunken. Vorhin hatte sie größer ausgesehen, und sie war auch in keine schwarze Decke gehüllt gewesen.

Drei Schritte vor der Nische blieb Roderick Luxon stehen. Er richtete sich zu seiner vollen beachtlichen Größe auf und ballte die Hände zu

Fäusten.

»Wer oder was immer du bist, komm hervor, ich will dich sehen!« sagte Luxon energisch.

Völlig verändert war er auf einmal. Der Roderick Luxon, der vorhin im Auto fast ausgeflippt wäre, existierte nicht mehr.

Er hob die klobigen Fäuste. »Bist du taub?« knurrte er. »Hast du mich nicht verstanden?«

Phorkys reagierte nicht.

Da verlor Luxon die Geduld. Er sprang vor und griff nach dem schwarzen Umhang - und dann entrang sich seiner Kehle ein entsetzter Laut.

Phorkys schnellte aus der Nische. Er hätte Luxon töten können, verzichtete aber darauf, rammte den vierschrötigen Mann nur so kraftvoll zur Seite, daß er stürzte, und lief anschließend mit wehendem Umhang auf Sterling Wasson zu.

Diesmal zweifelte der Fahrlehrer an seinem eigenen Verstand. Teufel, Luxon hatte recht. Das war tatsächlich ein Ungeheuer. Begreifen konnte das Wasson nicht. Er konnte die grauenerregende Existenz dieses Scheusals nicht akzeptieren.

Es hatte den Anschein, als hätte es Phorkys auf Wasson abgesehen, doch kurz vor dem Mann änderte der Vater der Ungeheuer seinen Kurs und jagte an dem Fahrlehrer vorbei.

Völlig perplex und verdattert wandte sich Wasson um. Immer wieder schüttelte er fassungslos den Kopf.

***

Pater Severin bemerkte die Veränderung des Freundes. Tony Ballard lag reglos auf dem Boden und nahm an den Vorgängen keinen Anteil mehr. Wie tot lag Tony da, und er wäre wahrscheinlich nur dann wieder zu sich gekommen, wenn der Exorzismus beendet worden wäre, doch Pater Severin machte weiter.

Er wußte, daß er sich jetzt durch nichts beirren lassen durfte. Wenn das Böse einen Triumph errang, war Tony Ballard möglicherweise verloren.

Der todesähnliche Zustand, in dem sich Tony zur Zeit befand, war eine Marbu-Reaktion auf den Beginn der Teufelsaustreibung, und Pater Severin war entschlossen, diesen schwierigen Exorzismus unter allen Umständen zu Ende zu führen.

Er betete, rief Gott um Hilfe an, ließ das Ritual genauso ablaufen, wie es vorgeschrieben war.

Tony Ballards Gesichtshaut wurde bleich. Er schien nicht mehr zu atmen. Dennoch sprach der Priester mit immer lauter werdender Stimme, und er las schwierige Formeln aus alten Büchern, hoffend, daß der Marbu-Geist sich nicht mehr lange in Tony Ballard halten

konnte.
Es wäre ihm wesentlich lieber gewesen, gegen einen Feind aus Fleisch und Blut zu kämpfen, als sich mit einem nicht greifbaren Geist herumschlagen zu müssen, aber Marbu ließ ihm keine Wahl.
Je länger die Beschwörung dauerte, desto blasser wurde Tony Ballard - und überzog sich der Körper des Dämonenjägers nicht allmählich mit einem unansehnlichen Grau?
Durchdrang das Böse den Leib?

***

Phorkys verschwand aus Sterling Wassons Blickfeld. Der Fahrlehrer war immer noch zu keiner Regung fähig. Nach wie vor zweifelte er an seinem Verstand.
Roderick Luxon rappelte sich auf und eilte zu seinem Fahrlehrer. »Haben Sie ihn gesehen? Haben Sie diese schreckliche Alptraumgestalt gesehen, Mr. Wasson? Glauben Sie noch immer, daß es keine Ungeheuer gibt?«
»Woher…?«
»Keine Ahnung, woher dieses Monster kommt, Mr. Wasson. Ich weiß nur, daß man schnellstens etwas dagegen unternehmen muß. Der Kerl sieht nicht danach aus, als würde er sich weiterhin damit begnügen, Menschen zu erschrecken. Der wird töten!«
»Sie haben doch nicht etwa die Absicht, dieses Scheusal zu jagen.«
Luxon schüttelte den Kopf. »Nein, Sir, das ist nicht meine Sache, das soll lieber die Polizei tun. Kommen Sie, wir müssen melden, was wir gesehen haben.«
»Man wird uns nicht glauben. Ich würd's ja selbst nicht glauben, wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte.«
Roderick Luxon bestand darauf, das nächstgelegene Polizeirevier aufzusuchen. Sie kehrten zum Fahrschulwagen zurück. »*Sie* fahren«, sagte Luxon und stieg auf der Beifahrerseite ein. »Ich käme jetzt keinen Meter weit.« Er ließ sich auf den weichen Sitz fallen und schloß die Tür. Dann gurtete er sich ordnungsgemäß an und sah dem Fahrlehrer zu, wie er um die Motorhaube herumstakste. »Schneller, Mr. Wasson!« rief er. »Beeilen Sie sich. Je früher wir unseren Bericht loswerden, desto eher können die Polizisten etwas gegen dieses Monster unternehmen.«
»Ich frage mich, was man gegen so einen überhaupt ausrichten kann. Der Kerl scheint geradewegs aus der Hölle zu kommen«, keuchte Sterling Wasson. »Und ich dachte immer, so etwas wäre nicht möglich. Sie können sich nicht vorstellen, wie's jetzt in meinem Kopf aussieht. Ich bin plötzlich nicht einmal mehr ganz sicher, daß ich ich bin.«
Der Fahrlehrer ließ sich hinter das Volant fallen. Gleich darauf setzte sich der Wagen in Bewegung.

Wasson kannte Paddington wie seine Westentasche. Tag für Tag ließ er seine Schüler durch diesen Bezirk kurven. Jede Straße, jede Baustelle, jeder Frostaufbruch war ihm bekannt.

»Sie werden ihn jagen«, sagte Roderick Luxon aufgeregt. Er nickte, als wollte er seine Worte bestätigen. »Sie lassen vielleicht Scharfschützen aufmarschieren. Oder sie fangen ihn mit einem Netz ein und bringen ihn zum Zoo. Was glauben Sie, was da los wäre. Ganz London würde hinpilgern, um den grauenerregenden Kerl zu sehen.«

»Kann schon sein«, sagte Wasson schaudernd. »Aber ich wäre bestimmt nicht dabei. Ich habe dieses Ungeheuer nur ganz kurz gesehen, aber das reicht mir vollauf.«

Er bremste, denn sie hatten die Polizeistation erreicht. Sie eilten in das Gebäude, aber der Fahrlehrer konnte sich nicht vorstellen, daß auch nur ein einziger Beamter sie für voll nehmen würde, wenn sie anfingen, von diesem schrecklichen Ungeheuer zu erzählen.

***

Sie saßen in Inspektor Efrem Bogardes Büro. Dreimal hatten sie ihre verrückte Geschichte schon erzählt und dabei immer die gleichen ungläubigen Blicke geerntet.

Auch Bogarde schien ihnen nicht zu glauben. Ein mittelgroßer Mann mit einem Dutzendgesicht war er. Sein graues Haar war schon mehr als schütter, deshalb ließ er es auf der Seite lang wachsen und kämmte es über die Glatze.

Um so zu tun, als würde er den Männern Glauben schenken, machte er sich mit verschlossener Miene Notizen, die er später höchstwahrscheinlich in den Papierkorb werfen würde.

Geschuppte Haut… Wolfsschnauze… Schlangenhaar… Tigerkrallen… aha…

Roderick Luxon rutschte nervös auf dem Stuhl hin und her. Mit wachsendem Unmut beobachtete er Inspektor Bogardes sinnlose Kritzeleien.

»Wollen Sie nicht endlich etwas unternehmen?« platzte es schließlich aus ihm heraus. »Dort draußen läuft ein schreckliches Ungeheuer herum, und Sie machen Striche aufs Papier!«

»Mr. Luxon«, erwiderte der Inspektor verstimmt, »erstens haben Sie mir keine Vorschriften zu machen, zweitens denke ich nach und drittens versuche ich, eine Skizze von dem Kerl anzufertigen. Ich habe nämlich ein ganz passables Zeichentalent.«

»Inzwischen bringt das Monster vielleicht Menschen um!«

»Meine Männer müssen wissen, hinter was sie her sind.«

»Verdammt noch mal, warum sagen Sie nicht gleich, daß Sie uns genauso wenig glauben wie Ihre Männer?« schrie Luxon aufgebracht.

»Ich muß Sie bitten, sich etwas zu mäßigen, Mr. Luxon«, sagte Efrem

Bogarde energisch. »Sie sind hier nicht in Ihrer Wohnung.«

»Habe ich nicht gesagt, daß man uns nicht glauben wird?« bemerkte Wasson resignierend. Er wandte sich an den Inspektor. »Dürfen wir gehen?«

»Augenblick noch«, sagte dieser. »Ich möchte die Skizze fertigstellen und Sie bitten, sie sich anzusehen.«

»Wozu?« fragte Luxon trotzig. »Sie glauben uns ja doch nicht. Um Ihr zeichnerisches Talent zu bewundern, ist uns unsere Zeit zu schade. Aber das eine sage ich Ihnen: Wenn dieses Scheusal auch nur einen Menschen verletzt oder tötet, sorge ich dafür, daß die Medien Sie an den Pranger stellen. Man wird Sie in der Luft zerreißen, das schwöre ich Ihnen. Einen ganzen Tag werde ich am Telefon hängen und allen von Ihrer Gleichgültigkeit, von Ihrer Überheblichkeit, von… von Ihrer Borniertheit erzählen!«

Efrem Bogarde schlug mit der Faust auf den Tisch. »Mr. Luxon, ich halte es Ihrer großen Aufregung zugute, daß Sie nicht wissen, wie Sie sich hier zu benehmen haben, aber strapazieren Sie meine Geduld nicht zu sehr, sonst hänge ich Ihnen ein Verfahren wegen Amtsehrenbeleidigung an!«

Das Gekritzel nahm allmählich Gestalt an. Inspektor Bogarde verfügte tatsächlich über ein überdurchschnittliches Zeichentalent. Luxon war der Ansicht, Bogarde wäre besser Zeichner denn Polizeiinspektor geworden.

Als Efrem Bogarde den Zettel drehte, entwich Sterling Wasson ein überraschter Laut. »Ja! Ja, Inspektor! Haargenau so hat das Scheusal ausgesehen.«

Bogarde lächelte selbstgefällig. Ob die Geschichte nun wahr war oder nicht, die Skizze konnte sich sehen lassen. Grauenerregend sah sie aus.

Er drehte sie sich wieder zu. »Dieses Monster haben Sie beide also in der Sackgasse gesehen.«

»Herrgott noch mal, ja!« sagte Luxon laut. »Wie oft sollen wir das denn noch erzählen? Der Kerl versteckte sich in einer Mauernische, aber ich habe ihn entdeckt. Er verbarg seine Scheußlichkeit unter einer Art schwarzem Umhang, aber ich riß ihn ihm vom Kopf.«

»Und er tat nichts weiter, als Sie umzurennen. Und Mr. Wasson hat er überhaupt nichts getan.«

»Es wäre ein schwerer Fehler, ihn deshalb für harmlos zu halten, Inspektor«, sagte Luxon. »Ich sage Ihnen, das ist ein verdammt gefährlicher Teufel!«

»Kam Ihnen keine Sekunde die Idee, es könnte sich um einen verkleideten Menschen handeln?«

»Mit lebenden Schlangen auf dem Kopf?«

»Sie könnten aus Plastik gewesen sein.«

»Können Plastikschlangen beißen?« fragte Roderick Luxon heiser.

Gleichzeitig streckte er den rechten Arm vor und ließ den Inspektor seine Hand sehen. Die Bißwunde bestand aus zwei kleinen roten Punkten. »Als ich ihm den schwarzen Stoff vom Schädel riß, schnellte eines dieser zischenden Biester vor und schlug mir die Zähne in die Hand. In meinem Schock bekam ich das zuerst gar nicht richtig mit. Jetzt bin ich froh, daß es keine Giftschlange war.«

»Lassen Sie sehen«, verlangte Wasson perplex.

Luxon zeigte die Hand auch ihm.

»Man sollte die Wunde versorgen«, bemerkte der Fahrlehrer. »Damit kein Schmutz reinkommt.«

»Der Polizeiarzt wird sich darum kümmern«, sagte Inspektor Bogarde und griff zum Telefon.

***

Es war Phorkys nicht recht, daß man ihn gleich bei seiner Ankunft in London entdeckt hatte. Vielleicht wäre es besser gewesen, die beiden Männer zu töten.

Bestimmt hatten sie jetzt nichts Eiligeres zu tun, als Alarm zu schlagen, aber vielleicht würde man ihnen nicht glauben, wenn sie erzählten, was sie gesehen hatten. Man hielt sie wahrscheinlich für verrückt und unternahm nichts.

Der Vater der Ungeheuer eilte durch das abendliche Paddington. Wenn Fahrzeuge oder Fußgänger die Straße entlang kamen, verbarg er sich in Seitengassen, denn er wollte nicht noch mehr Aufsehen erregen.

Je mehr Menschen die gleiche Geschichte erzählten, desto eher würde man ihnen Glauben schenken und versuchen, etwas gegen ihn zu unternehmen, und das war nicht in seinem Sinn. Er wollte unbehelligt bleiben und sich ungestört darauf konzentrieren können, die Teufelsaustreibung zu vereiteln.

Phorkys erreichte die Kirche. Ihr Anblick berührte ihn in höchstem Maße unangenehm. Er haßte Gotteshäuser. Zu viele Kreuze und andere geweihte Gegenstände befanden sich darin. Und dann das viele Weihwasser. Jeder Tropfen, der ihn getroffen hatte, hätte auf ihn wie Schwefelsäure gewirkt. Ätzend, beißend, schmerzhaft…

Er machte einen großen Bogen um das Gotteshaus und näherte sich dem Gebäude, das sich dahinter befand. Das war das Pfarrhaus. Dort sollte Tony Ballard »geheilt« werden, aber durch diese Rechnung wollte Phorkys dem Priester einen Strich machen.

Sein lodernder Blick wanderte am Kirchturm hoch. Als er das Kreuz auf der Spitze sah, entrang sich seiner Kehle ein grimmiges Knurren. Kreuze machten ihn rabiat.

Deshalb würde er auch das Pfarrhaus nicht betreten, denn bestimmt war es ebenfalls mit Kruzifixen gespickt.

Im tiefschwarzen Schatten des Gebäudes, in dem Pater Severin wohnte, verharrte der Vater der Ungeheuer einen Moment. Er berührte mit seinen Tigerpranken die Mauer und spürte ganz deutlich, daß dort drinnen etwas im Gange war, was ihm nicht behagte.

Er schlich an der Mauer entlang. Ab und zu raschelte sein Umhang leise, doch das war kaum zu hören. Einem schwarzen Spuk gleich bewegte er sich durch die Dunkelheit.

Seine hochentwickelten Sinne durchdrangen das dicke Mauerwerk, und er vernahm die Gebete, Sprüche und Formeln, die Pater Severin anwandte, um seinen Freund zu retten.

Jedes Wort war für den Vater der Ungeheuer eine beleidigende Herausforderung. Obwohl der Exorzismus nicht gegen ihn gerichtet war, fühlte er sich davon aufs höchste unangenehm berührt. Schließlich gehörte auch er der schwarzen Macht an. Wie Asmodis, wie Atax, wie Mago - wie Marbu…

Er ortete den Priester ganz genau, wußte, wo sich Pater Severin aufhielt, und er entdeckte in drei Metern Höhe ein vergittertes Fenster.

Knapp daneben ragte die Mauer auf, die den Pfarrhof einfriedete. Eine mächtige alte Eiche reckte ihre Zweige darüber hinweg.

Phorkys kletterte an der Mauer nicht hoch. Er war kräftig genug, um die Höhendifferenz mit einem Sprung zu überwinden. Seine Muskeln spannten sich. Er stieß sich ab und landete auf der Mauerkrone.

Er lief die Mauer bis zu jenem kleinen vergitterten Fenster entlang und warf einen Blick in den von Kerzenschein erhellten Raum. Alles in ihm zog sich zusammen.

Er knirschte laut mit den Raubtierzähnen, denn diese Ansammlung religiöser Kultgegenstände war ihm zuwider. Sie brachte sein schwarzes Blut zum Kochen.

Soeben besprengte der Priester seinen auf dem Boden liegenden Freund mit Weihwasser. Phorkys zuckte zusammen, als hätten die Tropfen ihn getroffen.

Er sah, wie auch Tony Ballard zuckte, als würden Stromstöße seinen Körper durchrasen. Das war die Marbu-Kraft, die auf das Weihwasser reagierte.

Tony Ballard schien nicht bei Bewußtsein zu sein. Marbu hatte dafür gesorgt, daß er bei der Teufelsaustreibung nicht mithelfen konnte.

Die Höllenkraft hatte die Situation noch gut unter Kontrolle, aber so würde es nicht bleiben, denn der Priester würde mit immer schwereren Geschützen auffahren.

Oft genug schon war es diesen Priestern gelungen, Dämonen aus dem Körper besessener Menschen zu vertreiben. Manchmal konnte sich nicht einmal der Teufel selbst in einem Opfer halten, weil ihm die Pfarrer zu arg zusetzten.

Ein seltsam grauer Dunst hüllte Tony Ballard ein. Marbu versuchte den Körper des Dämonenjägers zu schützen. Doch diesem unermüdlich betenden und Gott herbeirufenden Pfarrer würde es gelingen, diesen Schutz zu durchbrechen. Er würde es mit der Zeit schaffen, diesen Dunst einzureißen, und dann würden die Formeln und Sprüche besser wirken.

Dazu durfte es nicht kommen.

Phorkys wollte sich einen Teil der in Tony Ballard befindlichen Marbu-Kraft zunutze machen. Es war nicht nötig, in das Pfarrhaus einzudringen.

Er konnte auch von hier aus Kontakt mit Marbu aufnehmen. Sein Plan war einfach: Pater Severin versuchte die schwarze Kraft aus dem Körper seines Freundes zu holen. Es sollte ihm getrost zu einem gewissen Teil gelingen. Aber die Kraft würde sich dann von dem Priester nicht verjagen lassen, sondern mit Phorkys' schwarzer Energie ein gefährliches Bündnis eingehen.

Der Vater der Ungeheuer baute damit zwar etwas von der in Tony Ballard befindlichen Marbu-Kraft ab, aber sie würde sich rasch davon erholen und bald wieder ergänzen.

Und durch das Bündnis zwischen Phorkys-Energie und Marbu-Kraft würde ein schreckliches Monster entstehen, das sich zuallererst gegen den Priester wenden würde.

Phorkys verzerrte seine Wolfsfratze zu einem diabolischen Grinsen. Asmodis hatte gut daran getan, ihn hier einzusetzen. Er würde wieder einmal beweisen, wie sehr er die Sonderstellung verdiente, die er in der Hölle einnahm.

***

Tucker Peckinpah war wieder da. Länger als ein Jahr war der Industrielle verschollen gewesen, und seine Freunde hatten befürchtet, ihn nie mehr wieder zu sehen, denn er war in die Hölle verschleppt worden.

Ein Jahr Zweifel und Pein, Höllenqualen und Verzweiflung. Mehr als einmal hatte Peckinpah die Hoffnung aufgegeben, doch das Unmögliche war geschehen.

Seine Freunde hatten ihn aus der Hölle zurückgeholt, und er hatte sich mit vollem Eifer gleich wieder auf die Arbeit gestürzt. Mit starker Hand hatte er das Räderwerk seines Firmenimperiums wieder in Schwung gebracht.

Er hatte viele Entscheidungen getroffen und neue Impulse gesetzt. Ein neuer alter Wind wehte in den Unternehmungen, und es hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet, daß der Chef wieder da war. Ein Zahnrad griff in das andere und trieb es an, und innerhalb weniger Tage lief die Maschine wieder auf Hochtouren, so, als wäre Tucker Peckinpah

niemals fort gewesen.

Doch nicht nur die alten Geschäftsverbindungen wurden neu belebt. Der Industrielle frischte auch andere Kontakte auf, legte verstopfte Informationskanäle frei und sorgte dafür, daß seine weitreichenden, sagenhaften Beziehungen und sein einmaliger Nachrichtendienst wieder klaglos funktionierten.

Er war wieder ganz der alte. Trotz seiner sechzig Jahre quirlig und vital. Ein Mann, vor dessen Kapital sich die Menschen verneigten. Ein Geschäftsmann von untadeligem Ruf und mit einem untrüglichen Instinkt für hohe Profite.

Er hatte Macht und Geld, und beides setzte er seit langer Zeit gegen die finsteren Mächte ein, denn seit der Blutgeier Paco Benitez seine Frau Rosalind getötet hatte, war er ein erklärter Feind der Hölle.

Natürlich konnte er in seinen Jahren nicht mehr zum Nahkampf antreten. Deshalb hatte er sich mit dem Privatdetektiv Tony Ballard zusammengetan, der mit seinen Freunden alles das tat, wozu Peckinpah nicht mehr imstande war.

Um Tony Ballard seine gefährliche Arbeit zu erleichtern, unterstützte ihn Tucker Peckinpah auf alle erdenkliche Weise. Mit Geld - er hatte Tony auf Dauer engagiert, damit ihn keine finanziellen Probleme ablenkten - und mit zuverlässigen Informationen, die ihn oft auf sehr verschlungenen Wegen erreichten.

Wie alle anderen Freunde Tony Ballards war auch Tucker Peckinpah zur Zeit in Sorge um den mutigen Dämonenjäger, und er hoffte für diesen, daß es Pater Severin gelingen würde, den Exorzismus erfolgreich zu beenden.

Es wäre ein schmerzlicher Verlust gewesen, wenn sie Tony an die Hölle verloren hätten. Peckinpah fragte sich, was der Teufel getan hätte, wenn er von dem geplanten Exorzismus erfahren hätte. Ließ sich das vor Asmodis überhaupt geheimhalten?

Peckinpah versetzte alle seine Informanten sicherheitshalber in höchste Alarmbereitschaft. Die weit verästelten Wurzeln seiner Beziehungen reichten überallhin, und so blieb es nicht aus, daß jemand zum Telefon griff, um ihm von der verrückten Aussage zweier Männer zu berichten, die ein grauenerregendes Ungeheuer gesehen haben wollten.

»Ich danke Ihnen für die Information«, sagte der Industrielle und legte auf. Er nahm nervös die dicke Zigarre aus dem Mund. Sorge flackerte in seinem Blick, und er schaute Cruv, seinen kleinen Leibwächter, ernst an.

»Eine unangenehme Nachricht?« fragte der häßliche Gnom von der Prä-Welt Coor. Man sah es ihm nicht an, aber er verstand großartig zu kämpfen, und das Herz eines Löwen schlug in seiner schmalen Brust. Er war froh, Peckinpah wieder beschützen zu dürfen. Ein Jahr lang

hatte es so ausgesehen, als würde er nur noch das Anwesen des Industriellen verwalten können.

Tucker Peckinpah berichtete dem Gnom, was er soeben erfahren hatte. Der Knirps sprang auf und preßte einen Pfiff durch die Zähne. »Phorkys! Das könnte Phorkys, der Vater der Ungeheuer, gewesen sein. Man hat lange nichts von ihm gehört, doch nun scheint ihn die Hölle hier wieder in die Schlacht zu werfen. Es kann kein Zufall sein, daß Phorkys ausgerechnet jetzt auftaucht.«

»Der Meinung bin ich auch«, sagte der Industrielle mit schmalen Augen.

»Mich würde es nicht wundern, wenn er den Auftrag hätte, den Exorzismus zu verhindern. Wir müssen sofort etwas unternehmen.«

Peckinpah musterte den Gnom. »Haben Sie einen Vorschlag? Soll ich Mr. Silver verständigen?«

»Wenn Sie erlauben, besorge ich das persönlich.«

»Einverstanden«, sagte der Industrielle. »Sie können meinen Wagen nehmen.«

»Danke«, sagte der Knirps und eilte aus dem Raum. Er holte seinen Ebenholzstock, der nicht im entferntesten wie eine Waffe aussah, aber eine war, und wenig später saß er - verschwindend klein - im großen silbernen Rolls-Royce und war nach Paddington unterwegs.

***

Der Polizeiarzt schüttelte den Kopf. »Das ist nicht mein erster Schlangenbiß. Ich hatte kurze Zeit in der Nähe von Dartmoor eine Praxis. Mindestens einmal in der Woche hatte ich dort einen Schlangenbiß zu behandeln, aber keiner war wie dieser. Sehen Sie sich die Wundränder an, Inspektor Bogarde. Die sind nicht rot, sondern grün.«

Jetzt sah sich auch Roderick Luxon die Bißwunden genauer an. »Tatsächlich, Doc«, sagte er überrascht. »Das ist mir noch gar nicht aufgefallen. Meinen Sie, daß das ein schlechtes Zeichen ist? Ob es doch Giftschlangen waren?«

»Das glaube ich nicht. Das Gift der meisten Schlangen wirkt sehr schnell und ist oft äußerst schmerzhaft«, antwortete der Polizeiarzt.

»Kann es sich um Schmutz handeln?« fragte Sterling Wasson.

»Sie meinen grünen Schmutz?« fragte Luxon.

»Grüne Farbe«, sagte Wasson. »Sie könnte die Wunden verunreinigt haben.«

»Sind Sie gegen Wundstarrkrampf geimpft?« wollte der Polizeiarzt wissen.

Roderick Luxon nickte.

»Wann wurden Sie geimpft?«

»Vor zwei Jahren«, antwortete Luxon.

»Dann ist alles okay. Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen«, sagte der Polizeiarzt. »Ich werde Ihnen aber sicherheitshalber eine Injektion geben, damit auf gar keinen Fall etwas passieren kann.«

Er bereitete die Spritze vor. Roderick Luxon wurde merklich nervös. Sein Atem ging schneller, und sein Gesicht überzog sich mit ungesunder Blässe.

Sterling Wasson fiel das auf. Er nahm an, Luxon hätte Angst vor Injektionen. Vielen Menschen erging es so. Manche fielen gar in Ohnmacht, wenn sie auch nur einen Tropfen ihres eigenen Blutes sahen. Vielleicht war Luxon einer von dieser Sorte.

Als der Polizeiarzt die Einstichstelle mit Wundbenzin säuberte, zitterte Luxon.

»Sie werden es kaum spüren«, sagte der Doktor, um den Mann zu beruhigen.

So aufführen muß man sich wirklich nicht, dachte Wasson, als er sah, wie Luxon das Gesicht verzerrte. Ihm kam vor, als wäre der Mann innerhalb weniger Minuten um mindestens zehn Jahre älter geworden. Da waren Fältchen um die Augen, die es vorhin noch nicht gegeben hatte. Und dunkle Schatten hingen an den Lidern. Die Pupillen hatten sich sichtbar vergrößert. Der Blick nahm einen starren Ausdruck an.

Der Polizeiarzt setzte die Kanüle an, stach sie zwischen den beiden Bißwunden ins Fleisch und drückte auf den Kolben. Er injizierte das Serum langsam. Manche Menschen kollabierten, wenn sie eine Injektion zu schnell bekamen.

»So«, sagte der Doktor dann und zog die Kanüle heraus. Die Einwegspritze warf er in den Papierkorb. »Es ist schon vorbei. Es wäre gut, wenn Sie die Hand heute und morgen nicht bewegen würden. Sie tragen den Arm am besten in der Schlinge.«

Der Arzt verband die Hand und fertigte aus einer elastischen Binde eine Schlinge an, die er Luxon um den Hals hängte.

»Danke, Doc«, sagte Luxon heiser. Er wandte sich an den Inspektor. »Sie haben immer noch nichts unternommen, Sir. Darf ich fragen, worauf Sie warten? Bis man Ihnen meldet, wo das erste Opfer liegt?«

Der Polizeiarzt schloß seine Bereitschaftstasche. Efrem Bogarde überlegte, was sich unternehmen ließ. Er wollte sich nicht lächerlich machen. Andererseits konnte er die Sache nicht einfach auf sich beruhen lassen, denn *irgend etwas mußte* an dieser Geschichte wahr sein.

Er suchte nach einem goldenen Mittelweg, um sein Gesicht nicht zu verlieren. Indessen schob Roderick Luxon den Arm in die Schlinge. Er lehnte sich zurück und schloß die Augen. Es zuckte unkontrolliert in seinem Gesicht.

»Ist Ihnen nicht gut, Mr. Luxon?« fragte der Fahrlehrer besorgt.

Roderick Luxon stöhnte. »Meine Hand… Ich habe Schmerzen…«

»Aber das ist doch nicht möglich«, sagte der Polizeiarzt verwundert.
»Vielleicht verträgt er nicht, was Sie ihm gespritzt haben«, sagte Wasson.
»Dieses Serum verträgt jeder«, behauptete der Arzt.
»Luxon nicht, das sehen Sie ja.«
»Vielleicht haben Sie den Verband zu fest angelegt«, mutmaßte der Inspektor.
Schweiß glänzte auf Luxons Stirn. »Meine Hand«, röchelte er. »Ich verstehe das nicht. Was ist mit meiner Hand los?«
»Sie ist angeschwollen«, stellte Sterling Wasson fest. »Doktor, Sie müssen ihm den Verband abnehmen. Machen Sie schnell.«
»Diese Schmerzen, diese entsetzlichen Schmerzen«, gurgelte Luxon.
Ganz grün war sein Gesicht.
GRÜN!
»Schneiden Sie den Verband auf!« verlangte Sterling Wasson. »Beeilen Sie sich, Doktor!«
Der Polizeiarzt konnte die heftige Reaktion des Mannes nicht verstehen. Das Serum war allgemein sehr gut verträglich. Es war noch nie zu irgendwelchen unerwünschten Nebenwirkungen gekommen. Ob Luxon doch von einer Giftschlange gebissen worden war? Wirkte das Gift jetzt erst? Merkwürdig…
Der Doktor öffnete noch einmal seine Bereitschaftstasche, entnahm ihr eine schlanke Schere, deren einen Schenkel er unter den Verband schob, und dann schnitt er den weichen Stoff, der sich schon stark spannte, rasch auf.
Der Verband klaffte auf und fiel gleich darauf in Luxons Schoß - und zum Vorschein kam etwas, das alle Anwesenden verblüffte! Da, wo Roderick Luxon gebissen worden war, befand sich keine gewöhnliche Haut mehr, sondern… eine geschuppte Schlangenhaut.

***

Phorkys packte eine der Schlangen, die wie ekelerregendes Gewürm seinen Kopf bedeckten, und riß sie aus, wie man ein Haar ausreißt. Das Reptil wand sich um seine Tigerpranke und zischte aggressiv.
Der Vater der Ungeheuer pumpte das Tier mit schwarzen Kräften voll und legte es auf das Fensterblech. Das Höllenreptil kannte seine Aufgabe. Es wußte, was es tun mußte, und das Glas des geschlossenen Fensters vermochte es nicht davon abzuhalten.
Schlängelnd kroch das Tier darauf zu. Das Fensterglas schien nur noch aus Luft zu bestehen. Mühelos durchdrang der Schlangenkopf die Scheibe. Immer weiter schob sich das Reptil hinein. Hart spannte sich der Körper der Teufelsschlange. Waagerecht ragte sie in den Raum hinein.
Pater Severin war der Wirklichkeit so weit entrückt, daß er das

klatschende Geräusch nicht hörte, mit dem die Schlange auf den Boden fiel. Er war zu sehr auf sein Tun konzentriert. Nichts war ihm im Moment wichtiger als dieser Exorzismus.

Phorkys blieb noch auf seinem Beobachtungsposten. Er wollte sehen, wie sich die schrecklichen Dinge entwickelten. Wenn Pater Severin sich umgedreht hätte, hätte er den Vater der Ungeheuer gesehen, doch der Priester war zu sehr mit der Teufelsaustreibung beschäftigt.

Die Schlange verkroch sich hinter einer alten Holztruhe. Das Leben wurde ihr hier drinnen nicht leicht gemacht. Im ganzen Raum hing schwerer Weihrauchgeruch, und der Schein der geweihten Kerzen wirkte auch abschreckend auf das Reptil.

Trotzdem blieb die Schlange nur kurze Zeit hinter der Truhe. Marbu hatte ihre Nähe wahrgenommen und lockte sie an. Es würde schwierig sein, bis zwischen die schweren Messingkerzenständer vorzudringen, doch die Höllenschlange zögerte nicht, auf dieses Ziel zuzukriechen, denn dort befand sich die andere schwarze Kraft.

Marbu erwartete sie zwischen den geweihten Kerzen!

***

»Phorkys in London?« knurrte Mr. Silver unangenehm berührt. »Kleiner, das gefällt mir aber ganz und gar nicht.«

»Wann wirst du aufhören, mich Kleiner zu nennen?« fragte Cruv verstimmt.

»Aber du bist doch klein - im Gegensatz zu mir.«

»Du bist nicht größer als ich, nur länger. Und ich habe einen Namen.«

»Sind alle Gnome wegen jeder Kleinigkeit gleich eingeschnappt, oder bildest du eine unrühmliche Ausnahme?« wollte Mr. Silver wissen.

»Haben wir so viel Zeit, daß wir so lange diskutieren können?«

»*Ich* hab' damit nicht angefangen.«

Der häßliche Gnom seufzte geplagt. »Mußt du immer das letzte Wort haben?«

Der Hüne grinste. »Wie kann ich wissen, daß du nichts mehr sagen willst?« Er wurde ernst. »Wir machen ein andermal weiter, okay? Jetzt ist Phorkys wichtiger. Wenn er ausgerechnet heute in London aufkreuzt, hat das meiner Ansicht nach nur einen einzigen Grund. Man muß sofort etwas gegen diesen Höllenbastard unternehmen. Er darf erst gar nicht zum Zug kommen. War nett, daß du dir die Mühe gemacht hast, mich persönlich zu informieren. Ein Anruf hätte es aber auch getan, und das wäre schneller gegangen.«

»Wenn du denkst, mich abschieben zu können, bist du auf dem Holzweg. Ich fahre nicht wieder nach Hause. Ich komme mit. Deshalb bin ich hier.«

»Hör mal, Kleiner… äh, Cruv… Wenn Phorkys mitmischt, kann die

Angelegenheit verdammt haarig werden.«
»Ich habe keine Angst vor dem Vater der Ungeheuer.«
»Dein Mut in allen Ehren, aber ich möchte nicht, daß dir etwas zustößt.«
»Ich übernehme die Verantwortung für mich selbst!« sagte Cruv entschieden. »Und nun laß uns endlich etwas unternehmen.«
»Na, meinetwegen«, sagte der Ex-Dämon. »Wir nehmen sicherheitshalber auch Boram mit. So ein erlesenes Trio wird Phorkys kaum schlagen können.«

***

Roderick Luxon stöhnte immer lauter. Mehr und mehr schwoll seine Hand an, und die Schlangenhaut breitete sich aus. Jetzt waren auch schon die Finger geschuppt. Er atmete schwer, und der Schweiß rann ihm in kleinen Bächen über das verzerrte Gesicht.
»So etwas habe ich noch nicht erlebt«, sagte der Polizeiarzt verdattert.
»Wie kann er eine Schlangenhaut kriegen?« fragte Efrem Bogarde verstört.
»Ich weiß es nicht«, sagte der Doktor.
»Es muß irgendwie mit diesem Ungeheuer zusammenhängen«, sagte Sterling Wasson.
»Doc«, gurgelte Luxon verzweifelt. »Helfen Sie mir… Diese Schmerzen… Ich halte sie nicht mehr aus… Tun Sie etwas… Irgendwas… Schneiden Sie meinetwegen die verdammte Hand ab…«
»Das… das ist unmöglich, Mr. Luxon.«
»Sie müssen mir helfen, sonst bringt es mich um… Wollen Sie schuld sein an meinem Tod?« Luxon knallte die Hand auf den Tisch. Seine Finger glichen jungen Schlangen. »Nehmen Sie ein Messer! Ein Beil! Eine Axt!«
»Liebe Güte, Sie sind hier nicht bei Holzfällern, Mann!« stieß der Inspektor konfus hervor. »Dies ist eine Polizeistation!«
»Befreien Sie mich von dieser Hand, Doktor!« brüllte Roderick Luxon.
»Das kann ich nicht.«
»Sie sind doch Arzt. Es ist Ihre Pflicht, mir zu helfen! Tun Sie's! So tun Sie's doch endlich!« Luxon sprang auf. Er stürzte sich auf den Doktor. »Du verdammter Mistkerl, ich bringe dich um, wenn du mir nicht hilfst!« Er würgte den Polizeiarzt.
»Mr. Luxon!« schrie Inspektor Bogarde. »Lassen Sie den Doktor los! Mein Gott, er bringt ihn um!«
Der vierschrötige Luxon drehte sich mit dem Polizeiarzt. Er rammte den Mann gegen die Wand. Der Doktor bekam keine Luft. Panik verzerrte seine Züge, und er wehrte sich verzweifelt, doch er hatte keine Chance.

Sterling Wasson und Efrem Bogarde eilten dem Doktor zu Hilfe. Mit vereinten Kräften gelang es ihnen, die Männer voneinander zu trennen, doch Roderick Luxon wurde immer rabiater. Er stieß den Fahrlehrer nieder und beförderte den Inspektor mit einem brutalen Faustschlag durch das Büro.

Efrem Bogarde knallte gegen die Tür, und Luxon ging schon wieder auf den Polizeiarzt los.

Da riß Bogarde die Tür auf und rief seine Männer herein. Diese überwältigten den kräftigen Mann mit großer Mühe. Es ging dabei einiges im Büro des Inspektors zu Bruch, und Roderick Luxon war kaum festzuhalten. Von Reue keine Spur.

»In die Ausnüchterungszelle mit ihm!« rief Bogarde mit belegter Stimme, und die Beamten schafften ihn fort.

Chaotisch sah es in Bogardes Büro aus. Er machte flüchtig Ordnung und fragte dann den Arzt: »Sind Sie okay, Doc?«

Immer noch massierte der Polizeiarzt seinen schmerzenden Hals. »Es geht schon wieder.«

»Was ist bloß in diesen Mann gefahren?« sagte der Inspektor kopfschüttelnd.

»Das fragen Sie noch?« platzte es aus Sterling Wasson heraus.

»Mit diesem Mann passiert etwas ganz Entsetzliches, Inspektor. Roderick Luxon hat nicht nur ein Ungeheuer gesehen, wenn mich nicht alles täuscht, wird er auch selbst eines!«

***

Drei Dinge gab es zu erledigen.

Einer mußte sich zur Polizeistation begeben und mit den beiden Männern reden, die das Ungeheuer gesehen hatten. Einer mußte Paddington durchkämmen und nach Phorkys suchen, und einer mußte zu Tony Ballard und Pater Severin eilen, um sie zu warnen.

Zusammenbleiben konnten Boram, Cruv und Mr. Silver vorläufig nicht.

»Ich übernehme die Augenzeugen«, sagte Mr. Silver.

»Ich Tony und den Priester«, sagte Cruv.

»Bleibt für mich Phorkys«, sagte Boram, der Nessel-Vampir, mit seiner hohlen, rasselnden Stimme.

»Wir treffen uns später alle im Pfarrhaus«, bemerkte der Ex-Dämon. »Macht es gut, Jungs«, sagte er betont jovial und so menschlich, wie es sonst nicht seine Art war. »Haltet die Augen offen und die Ohren steif.«

Cruv stieg in den Rolls-Royce. Es war ein Rätsel, wie er mit seinen kurzen Beinen mit den Pedalen klarkam, aber irgendwie schaffte er das.

Er fuhr los. Mr. Silver wies auf Tony Ballards schwarzen Rover und

sagte zu Boram: »Steig ein!«

Der Nessel-Vampir setzte sich auf den Beifahrersitz, und Mr. Silver schwang sich hinter das Volant. Unterwegs hielt er kurz an und ließ den weißen Vampir aussteigen.

»Mach mir keine Schande!« rief ihm der Hüne zu und grinste. »Solltest du Phorkys irgendwo aufstöbern, sei vorsichtig. Der Bursche ist gefährlicher als die Gegner, mit denen du es bisher zu tun hattest.«

»Ich kann mich auf ihn einstellen«, behauptete die Dampfgestalt.

»Aber du hast einen schwachen Punkt«, sagte Mr. Silver. »Du kannst Hitze nicht vertragen. Wenn Phorkys das herausfindet, bist du verloren. Also sei auf der Hut.«

Der Nessel-Vampir nickte, und Mr. Silver setzte die Fahrt fort.

***

Kriechend, sich windend und vorwärtsschiebend näherte sich die von Phorkys losgeschickte Schlange dem Mann, den Marbu in Trance versetzt hatte: Tony Ballard!

Der Dämonenjäger regte sich nicht. Er hatte keine Ahnung, was passierte. Nach wie vor lag er wie tot auf dem Boden, war eingehüllt in dieses schützende Marbu-Grau, das Pater Severin bis jetzt noch nicht auflösen konnte.

Keinen Schritt war der Priester bis jetzt weitergekommen. Der Marbu-Geist war zäh und hartnäckig, und er schien bisher alles, was Pater Severin gegen ihn unternommen hatte, gut verkraftet zu haben.

Aber der Pfarrer war mit seinem Latein noch nicht am Ende. Immer neue Register zog er. Immer entschlossener rückte er dem schwarzen Gift zuleibe.

Es muß gelingen! sagte er sich. Es muß!

Und wieder forderte er das Böse in Tony Ballard mit alten Sprüchen, denen ein hoher Grad an Wirksamkeit nachgesagt wurde, entschlossen heraus.

Ohne daß es der hünenhafte Pater bemerkte, erreichte die Phorkys-Schlange das von den Kerzenständern bezeichnete »weiße Feld«. Einmal zuckte sie kurz zurück, als sie die starken Kräfte des Lichts spürte, die auf Tony Ballard einwirkten, aber dann kroch sie weiter, denn sie mußte sich mit Marbu vereinigen.

Das Grau der anderen Kraft befand sich nur noch wenige Zentimeter von ihr entfernt. Sie kroch schneller, streckte sich dem Marbu-Geist entgegen, tauchte in ihn ein und löste sich darin auf.

Die Kraft der Phorkys-Schlange vermischte sich mit der starken Marbu-Energie. Das Höllenreptil zog schwarze Kräfte aus dem Körper des Mannes ab, so, wie Phorkys es erwartete. Die Schlange band die befreundete Energie an sich, und ein neues, schreckliches Wesen entstand.

Es schien über Tony Ballard zu liegen. Ein grauenerregendes Weib war es, alt, häßlich, schlangenhäuptig - eine Gorgone!

***

Die Schmerzen ließen nach, und Roderick Luxon wurde ruhig. Er hockte in der Ausnüchterungszelle auf einem Stuhl und versuchte sich zu erinnern.

Es gab eine Lücke in seinem Gedächtnis. Da war dieses Ungeheuer gewesen, das er gestellt hatte, und als er dem Monster die Decke vom Kopf gerissen hatte, war er von einer Schlange gebissen worden. Und dann… Polizeirevier, Inspektor Bogarde, der ihm kein Wort glauben wollte, der Polizeiarzt, der sich um die Bißwunde gekümmert hatte.

Und dann war alles hinter einer Wand aus furchtbaren Schmerzen versunken. Dunkel erinnerte sich Luxon, daß eine Schlangenhaut seine Hand bedeckt hatte.

Oder hatte er sich das nur eingebildet?

Er hob die Hand und betrachtete sie. Natürlich hatte er sich das nur eingebildet. Die Hand sah aus wie immer. Wie sollte er auch zu einer Schlangenhaut kommen?

Nicht einmal die Bißwunde war mehr zu sehen. Das fand Luxon zwar eigenartig, aber er machte sich deswegen keine Gedanken. Was ihm schon eher Sorgen machte, war der Umstand, daß er sich hinter Gittern befand.

Was fällt denen ein? dachte er empört. Wie können sie es wagen, mich einzusperren? Ich bin doch kein Verbrecher.

Er sprang auf, war ein bißchen schwindelig, schwankte und faßte sich an die Stirn. Etwas wischte über seine Hand, zog sich aber sofort zurück.

Er trat an die Gittertür, umklammerte die Stäbe mit den Händen und schrie: »He, hallo! Ich will raus! Hört mich keiner? Verdammt noch mal, ihr habt kein Recht, mich einzusperren! Ich habe nichts getan! Ich verlange, daß ihr mich auf der Stelle freilaßt!«

Eine Tür wurde geöffnet.

Ein Polizist erschien.

Die Augen des Beamten weiteten sich in namenlosem Entsetzen. »Großer Gott!« stieß er verstört hervor, und dann brüllte er nach Inspektor Bogarde.

***

Die Gorgone, dieses abgrundtief häßliche Weib, schien über Tony Ballard zu schweben. Sie war entstanden aus diesem schützenden Marbu-Grau, das nun nicht mehr existierte. Der Dämonenjäger wurde davon nicht mehr eingehüllt, denn diese Kraft war nötig gewesen, um das schlangenhäuptige Monster zu schaffen.

Ihre grünen, starren Augen lagen in schattigen Höhlen. Ihr Gesicht

war alt, häßlich und mit Falten übersät. Krank und abgezehrt sah sie aus - ekel- und furchterregend.

Ein Wesen des absoluten Schreckens.

Ein Meisterwerk von Phorkys!

Die Gorgone lebte. Unentwegt zuckten die Schlangen auf ihrem Kopf, richteten sich auf, krochen übereinander hinweg, verstrickten und entwirrten sich. Pater Severin klappte das Buch zu, aus dem er mit lauter, kräftiger Stimme gelesen hatte. Nun richtete er seinen Blick auf Tony Ballard, um zu sehen, was für eine Wirkung er mit dem Spruch erzielt hatte. Das Grauen überfiel ihn wie ein reißendes Tier, als er nicht Tony Ballard, sondern die Gorgone erblickte. Die grünäugige Vettel verzog ihr Gesicht zu einem gemeinen Grinsen, und als sich ihre Lippen öffneten, schob sich eine gespaltene Schlangenzunge über die Zähne.

Der Blick der Gorgone war schmerzhaft - und bannend!

Glühende Zangen schienen an Pater Severins Nervensträngen zu zerren. Er wollte zurückweichen, doch das ließ das schlangenhäuptige Weib nicht zu.

Aber sie konnte nicht verhindern, daß er blitzschnell nach seinem geweihten Kreuz griff und es ihr entgegenhielt. Sie fauchte zornig und sprang auf.

Jetzt sah Pater Severin seinen Freund wieder. Tony Ballard war immer noch ohne Besinnung.

Die »Haare« der Gorgone sträubten sich. Steif wie Stacheln hatten sich die Schlangen aufgerichtet und standen starr vom Kopf ab. Doppelt so groß wirkte ihr Schädel dadurch. Fast zu klein sah das blasse Gesicht des gefährlichen Weibes aus.

Sie vermochte in diesem Raum nicht ihre volle Kraft zu entfalten. Es gab zu viele Störfaktoren, und hinzu kam das silberne Kruzifix, das ihr Pater Severin nach wie vor entgegenhielt.

Diese Umstände retteten dem sympathischen Priester das Leben.

Die griechische Mythologie spricht von drei schlangenhäuptigen Schwestern: Stheno, Euryle und Medusa. Ihr Anblick versteinerte, und nur Medusa war sterblich. Ihr schlug Perseus das Haupt ab und schenkte es Athene als abwehrendes Schildzeichen. Mit der von Phorkys-Energie und Marbu-Kraft durchpulsten Gorgone verhielt es sich genauso. Auch ihr Anblick versteinerte. Wer ihr in die grausamen Augen sah, war verloren.

Doch nicht hier - und nicht im Schutz des Kreuzes.

Hier konnte die Gorgone den Priester nicht töten, aber sie traf ihn trotzdem schwer…

***

Ich kam zu mir, erwachte aus dieser lähmenden Trance und fragte

mich, ob es Pater Severin geschafft hatte. War es dem Priester gelungen, das Böse aus mir zu vertreiben? War es ihm gelungen, Marbu zurückzudrängen? Oder hatte er es wenigstens geschafft, das schleichende Gift zu stoppen, damit es mich nicht weiter überwucherte? Ich horchte in mich hinein. Irgend etwas war anders geworden. Ich fühlte mich besser, optimistischer. Das Gute schien einen Sieg errungen zu haben.

Dafür mußte ich Pater Severin danken.

Wo war er überhaupt?

Ich richtete mich auf und nahm wahr, daß die Tür offen war. Eine alte Frau ging soeben hinaus. Eine Frau mit grünem Haar, das sich bewegte. Oder waren das Schlangen auf ihrem Kopf?

Ich war wohl noch nicht ganz da…

Meine Sinne mußten mir einen Streich gespielt haben.

Ich erhob mich und sah Pater Severin. Er saß auf der Holztruhe und wirkte erschöpft. Das wunderte mich nicht. Der Exorzismus hatte diesem robusten Mann bestimmt alles an Kraft abverlangt.

Er wirkte geistesabwesend, und als ich ihn ansprach, reagierte er nicht. Die Teufelsaustreibung schien ihn noch mehr mitgenommen zu haben, als ich gedacht hatte.

Ich begab mich zu ihm.

Er nahm mich überhaupt nicht wahr.

Ich legte ihm meine Hand auf die Schulter und schüttelte ihn sanft. »Severin!« Keine Reaktion. »Severin!« sagte ich eindringlicher. Er schaute an mir vorbei, als würde es mich nicht geben. Als ich mich vor ihn stellte, schien er durch mich hindurchzublicken. Das machte mich stutzig.

Mit meinem Freund mußte etwas passiert sein. Seine Finger waren um das silberne Kruzifix mit der kleinen Christusfigur gekrampft. Hatte sich Pater Severin damit verteidigt?

Was war geschehen?

Ich war geistig nicht dagewesen, versuchte mir jetzt den Verlauf des Exorzismus vorzustellen: Pater Severin hatte es geschafft, den Marbu-Geist aus meinem Körper zu holen, aber er konnte ihn nicht vertreiben. Die schwarze Kraft, von ihm herausgefordert, stürzte sich auf ihn und verwirrte seinen Geist.

Ja, so kam es mir vor - als hätte der Marbu-Zauber meinen Freund verrückt gemacht. Severin, dieser mutige Mann Gottes, der bereit gewesen war, jedes Risiko auf sich zu nehmen, um mir zu helfen, war nicht mehr ansprechbar.

Marbu hatte ihn hart bestraft. Armer Severin, dachte ich. So schnell kann sich das Blatt wenden. Jetzt brauchst *du* Hilfe.

Mir fiel die Frau ein, die ich gesehen zu haben glaubte.

Glaubte?

Oder hatte ich sie wirklich gesehen? Hing sie mit dem jämmerlichen Zustand meines Freundes zusammen? Hatte ich mir nicht eingebildet, sie trüge Schlangen auf dem Kopf? Oder hatte sie tatsächlich…

Dann war es…

Mir brach der kalte Schweiß aus allen Poren. Lieber Himmel, dann hatte ich eine Gorgone gesehen! Aber das war nicht möglich. Der Anblick von Gorgonen versteinerte, und Pater Severins Körper bestand nach wie vor aus Fleisch und Blut.

Mein Blick richtete sich auf die offene Tür.

Was sollte ich tun? Mich um Pater Severin kümmern? Hinter einem Phantom herjagen? Verdammt noch mal, wenn ich doch bloß gewußt hätte, was passiert war.

Ich versuchte es noch einmal mit dem Priester. Kräftig schüttelte ich ihn und brüllte ihm seinen Namen ins Ohr. Doch ich war und blieb Luft für ihn.

Ratlos schaute ich mich um.

Mein Blick streifte das kleine vergitterte Fenster an der Stirnseite des Raumes, und plötzlich traf mich der Schock mit ungeheurer Wucht.

Plötzlich war mir vieles klar.

Es war kein Rätsel mehr für mich, daß sich Pater Severin in diesem hilflosen Zustand befand. Auf all die Fragen, die mich quälten und mir Löcher in die Gehirnwindungen brannten, gab es auf einmal eine Antwort.

PHORKYS!

***

Ich sah ihn, und mein Herz schien vor Haß zu explodieren. *Er* war schuld am mitleiderregenden Zustand des Priesters. Er hatte irgend etwas gedreht, um die Teufelsaustreibung zu unterbinden.

Dann… dann hat mich Severin vom Bösen nicht befreit! durchzuckte es mich. Ich trage die Marbu-Kraft immer noch in mir! Wieso spüre ich sie nicht? Wieso hasse ich Phorkys so sehr? Hätte er mir nicht zumindest gleichgültig sein müssen?

»Phorkys, du verfluchter Höllenhund!« brüllte ich, denn Pater Severins Anblick schmerzte mich schrecklich, und ich wollte den Vater der Ungeheuer zur Verantwortung ziehen.

Für Severin konnte ich im Moment nichts tun. Er saß nach wie vor auf der Truhe und nahm an überhaupt nichts Anteil. Er würde wohl kaum aufstehen und fortgehen. Er würde nichts tun, gar nichts. Nur dasitzen und vor sich hinglotzen. Das Leben hatte plötzlich für ihn keine Bedeutung mehr.

Phorkys hatte einen hilflosen Idioten aus ihm gemacht. Das klingt verdammt hart, ich weiß, aber es war eine schmerzliche Tatsache.

Phorkys mußte das rückgängig machen! Ich stürmte davon. Es mußte

mir gelingen, ihn zu stellen. Wie das zu schaffen war, wußte ich noch nicht, und noch weniger wußte ich, wie ich den Vater der Ungeheuer zu etwas zwingen konnte, aber ich machte mir deswegen keine großen Gedanken. Ich handelte einfach.

Wie ein Kastenteufel sauste ich aus dem Pfarrhaus. Draußen wandte ich mich nach links und sah etwas, das wie eine riesige schwarze Fledermaus aussah.

Die Gestalt lief über die Mauerkrone. Ihr schwarzer Umhang bauschte sich und flatterte hoch. Dann sprang Phorkys. In seinen Bewegungen war unheimlich viel Kraft. Er war ein starker, gefährlicher Gegner, aber ich scheute mich nicht, ihn zu jagen.

Er flog wie ein körperloser Schatten über den Kirchenplatz und verschwand in einer düsteren Straße. Ich folgte ihm, lief, so schnell ich konnte.

Phorkys war ein »alter Bekannter«. Lange schon stand er weit oben auf meiner Abschußliste, zusammen mit Atax, Mago, Yora, Metal und Arma…

Wenn ich Glück hatte, erwischte ich ihn heute.

Wenn ich Pech hatte, hieß der Sieger Phorkys.

Eine Entscheidung sollte fallen. Er oder ich. Es war kein Platz für uns beide auf dieser Welt!

Ich erreichte die Straße, in die Phorkys gelaufen war. Wieder sah ich einen weiten, wallenden Umhang. Er tat gut daran, seine grauenerregende Scheußlichkeit zu verhüllen. Kaum ein Wesen aus der Hölle war häßlicher als der Vater der Ungeheuer.

Er tauchte ein in den pechschwarzen Schatten eines kleinen Parks. Die Dunkelheit nahm ihn auf wie einen guten Freund.

Das war nichts Neues. Die Nacht hielt schon immer schützend ihre Hand über das Böse.

Ich kannte den Park, war schon viele Male hier gewesen, wenn ich mit mir und meinen Problemen allein sein wollte. Es gab einen Kinderspielplatz und ein riesiges Schachbrett aus weißen und schwarzen Steinplatten. Die Figuren, mit denen gespielt wurde, waren aus Kunststoff und reichten den Spielern bis an die Knie.

Jetzt waren sowohl der Kinderspielplatz als auch das Schachbrett verwaist. Eine bleischwere Dunkelheit lag unter den alten Baumkronen und zwischen den hohen Büschen.

Hier gab es Hunderte Möglichkeiten für Phorkys, sich zu verstecken und mir aufzulauern. Der Vater der Ungeheuer war mir gegenüber im Vorteil.

Er brauchte nur zu warten, während ich ihn suchen und finden mußte. Mir war, als stünde ich unter Strom, als ich meinen Fuß in den nächtlichen Park setzte.

Am Tag war mir diese Umgebung einigermaßen vertraut, doch nun

kam sie mir fremd vor. Hinter jedem Strauch, hinter jedem Baum konnte die tödliche Gefahr lauern und in einem Moment kurzer Unachtsamkeit über mich herfallen.

Meine Nervenstränge waren angespannt wie Harfensaiten.

Ich versuchte meinen Blick überall zu haben, damit mich mein gefährlicher Feind nicht überrumpeln konnte.

Zwischen dem Spielplatz und dem Schachbrett gab es einen kleinen nierenförmigen Teich, dessen Südzipfel mit Seerosen bewachsen war, die mir hell entgegenleuchteten.

Hier war es nicht ganz so dunkel, weil die Bäume nicht bis an den Teich reichten. Das fahle Licht des Mondes glitzerte auf dem Wasser.

Der Teich befand sich genau in der Mitte des Parks. Ich blieb ärgerlich stehen. Anscheinend hatte ich Phorkys' Spur verloren. Die Enttäuschung machte mich wütend. War ich nicht schnell genug gewesen?

Meine Gestalt spiegelte sich im dunklen Wasser.

So sieht er aus - Tony Ballard, der Verlierer! dachte ich grimmig und ich hätte am liebsten einen Stein ins Wasser geworfen, um mein Spiegelbild zu zerstören.

Und während ich ärgerlich mein verschwommenes Bildnis im Wasser betrachtete, sah ich plötzlich einen dunklen Schatten hinter mir in die Höhe wachsen.

Hinter mir war jemand aufgetaucht.

Nicht Phorkys.

Die Gorgone war es!

***

Ich hatte das Gefühl, Eiswasser würde durch meine Adern fließen.

Also doch! dachte ich. Du hast im Pfarrhaus richtig gesehen. Dieses Weib war bei Pater Severin, und nur einer kann sie geschickt haben: Phorkys.

Kaum war der Vater der Ungeheuer wieder da, ging bereits wieder viel Übles auf sein Konto. Er nahm sich meiner nicht selbst an, sondern schickte das schlangenhäuptige Monster vor.

Vermutlich war ich seiner Ansicht nach bei der Gorgone bestens aufgehoben. Sie konnte mich spielend töten. Ich brauchte mich nur umzudrehen. Wenn ich ihr in die Augen sah, war ich verloren. Die Kraft, die von ihrem Blick ausging, würde mich zu Stein erstarren lassen.

Ruhe bewahren! sagte ich mir, während mein Herz hoch oben im Hals schlug. Solange du sie nicht ansiehst, kann sie dir nichts anhaben!

Die Gorgone wartete.

Reglos stand sie da. Überdeutlich konnte ich sie im spiegelnden

Wasser sehen, und mir war verdammt mulmig zumute. Eiskalt wartete dieses grauenerregende Weib auf seine Chance.

Wußte sie, daß ich sie bemerkt hatte?

Eine furchtbare Situation! Die Spannung lastete zentnerschwer auf meinen Schultern. Ich durfte keinen Fehler machen, sonst war ich nicht mehr zu retten.

Perseus hatte so ein Wesen geköpft, aber er hatte die Medusa dabei nicht direkt angesehen, sondern in seinen spiegelnden Schild geblickt. Und dann hatte er mit dem Schwert zugeschlagen…

Wenn mir ein Schwert zur Verfügung gestanden hätte, hätte ich genauso gehandelt. Der Teich hätte den spiegelnden Schild ersetzt. Aber ich besaß keine solche Waffe.

Ich spürte den Druck meines Colt Diamondback, der in der Schulterhalfter steckte. Wenn es mir gelang, die Waffe unbemerkt zu ziehen…

Ich bewegte die Hand, ganz, ganz vorsichtig. Die Gorgone regte sich immer noch nicht. Wie ihr eigenes Denkmal stand sie hinter mir und wartete auf den gottverdammten Augenblick, der mir zum Verhängnis werden sollte. Sehr viel Geduld brachte sie auf, aber es würde sich nicht lohnen.

Meine Hand verschwand im Jackett. Die Finger ertasteten den Kolben des Revolvers.

Mir war klar, daß alles gleich sehr schnell gehen mußte. Die Waffe herausreißen, herumfahren und schießen mußte eins sein. Und ich mußte treffen, ohne das Ziel anzusehen.

Ich würde alle sechs geweihten Silberkugeln durch den Lauf jagen. Wenn nur die Hälfte davon traf, würde die Gorgone erledigt sein.

Vor allem war es wichtig, daß der erste Schuß saß.

Ich hielt den Atem an. Meine Handflächen hatten sich mit einem dünnen Schweißfilm überzogen. Klar, ich war nervös. Schließlich stand für mich ungeheuer viel auf dem Spiel.

Meine Finger wollten sich um den Kolben legen. Da irritierte mich auf der gegenüberliegenden Seite des Teichs eine Bewegung.

Phorkys!

So also sollte die Sache laufen. Die beiden wollten mich in die Zange nehmen.

***

»Laß die Waffe stecken!« knurrte der Vater, der Ungeheuer.

Ich erstarrte mitten in der Bewegung. Fieberhaft arbeitete mein Geist. Ich befand mich in einer schlimmen Klemme und suchte nach einem Ausweg.

Vor mir Phorkys, hinter mir die Gorgone! Das Schicksal verwöhnte mich nicht gerade. Ich versuchte dennoch einen kühlen Kopf zu

bewahren, denn der größte Fehler wäre in dieser Situation gewesen, durchzudrehen.

»Wenn du auf die Gorgone schießt, töte ich dich!« drohte der Vater der Ungeheuer.

»Wirst du das nicht auf jeden Fall versuchen?« gab ich heiser zurück.

»Wenn ich dich töten will, muß ich es nicht versuchen«, behauptete Phorkys. »Du könntest es nicht verhindern.«

»Vielleicht doch. Mit dem Dämonendiskus zum Beispiel.«

»Ich weiß, daß du diese Waffe bei dir trägst.«

»Dir ist sicher auch bekannt, daß der Diskus dich in Stücke reißen würde, wenn er dich träfe.«

»Du wirst ihn nicht schleudern. Sobald du nach ihm greifst, bist du verloren.«

Irgend etwas schien ihn davon abzuhalten, mir das Leben zu nehmen. Ich fragte ihn nach dem Grund, und er lachte.

»Es ist derselbe Grund, weshalb dich Arma nicht mehr töten will und weshalb dich Asmodis freiließ… *Bruder*!«

Ich kniff wütend die Augen zusammen. Das bedeutete, daß sich für mich noch nichts geändert hatte. Der Exorzismus schien ein Schlag ins Wasser gewesen zu sein. Wenn Phorkys mich *Bruder* nannte, trug ich das Marbu-Gift noch in mir!

»Ich werde nie dein Bruder sein!« sagte ich trotzig.

»Dein Weg ist vorgezeichnet, Tony Ballard. Du bist bald keine Gefahr mehr für die Hölle. Asmodis hat mich geschickt, damit ich die Teufelsaustreibung verhindere.«

Ich nahm die Gelegenheit wahr, zu fragen, was mit Pater Severin passiert war. Phorkys sagte es mir. Mir war bewußt, daß der Priester Glück im Unglück gehabt hatte.

Wäre er der Gorgone außerhalb des Pfarrhauses begegnet, hätte ihr Anblick ihn das Leben gekostet. Aber er war auch so schlimm genug dran, denn er konnte nicht mehr denken.

»Er wird nie mehr eine Teufelsaustreibung vornehmen«, sagte Phorkys triumphierend. »Er ist nichts mehr wert, du kannst ihn vergessen.«

»Ich vergesse keinen Freund!« schrie ich über den Teich. »Ich werde alles versuchen, um ihm zu helfen.«

»Du wirst daran bald die Lust verlieren. Vergiß nicht, du trägst Marbus Gift in dir. Bald wirst du auf unserer Seite stehen, Tony Ballard. Dein Freund, der Pfaffe, hat es nicht geschafft, die schwarze Umklammerung von dir zu lösen. Sie ist immer noch da. Ich habe lediglich einen Teil der Marbu-Kraft abgezweigt, um mit ihrer Hilfe die Gorgone zu schaffen.«

»Du hast das Marbu-Gift in mir verringert?«

»Ja, aber gib dich keiner falschen Hoffnung hin. Was ich deinem

Körper entnommen habe, wird bald wieder nachwachsen und dich weiter überwuchern. Deine Tage auf der Seite des Guten sind gezählt. Dein Frontenwechsel wurde nur aufgeschoben, nicht aufgehoben!«

Ich wollte jetzt den Colt Diamondback doch aus dem Leder reißen. Ich mußte wenigstens versuchen, mit meinen Gegnern fertigzuwerden. Zuerst würde ich auf Phorkys schießen und dann auf die Gorgone.

Mir war klar, daß eine geweihte Silberkugel für den Vater der Ungeheuer zu schwach war. Damit konnte man ihn nicht töten - aber schwächen, irritieren.

Bevor er etwas gegen mich unternahm, konnte ich die Gorgone erschießen und vielleicht blieb mir dann noch Zeit, den Dämonendiskus einzusetzen.

Mein Entschluß stand fest.

Aber ich führte ihn nicht aus…

Denn plötzlich war *ich* der Irritierte! Im Teich spiegelte sich die Gorgone nicht mehr. Sie war verschwunden. Ohne es zu wollen, drehte ich mich um, und da war tatsächlich kein Ungeheuer mehr. Also habe ich es nur noch mit Phorkys zu tun - dachte ich, aber das war ein Irrtum, denn als ich mich wieder dem Vater der Ungeheuer zuwenden wollte, war auch er nicht mehr da.

Die beiden Scheusale hatten ihren *Bruder* unbehelligt und allein gelassen.

***

Ich mußte zurück zu Pater Severin. Mein Magen krampfte sich zusammen, wenn ich nur an ihn und sein furchtbares Schicksal dachte. Ich hatte vorhin den Mund ziemlich voll genommen. Helfen wollte ich meinem guten Freund. Das war ein edler Wunsch, aber wie war er auszuführen? Was konnte ich für Pater Severin wirklich tun?

Ich beeilte mich, zur Kirche zurückzukommen, und während ich durch die düstere Straße lief, zwischen deren Häuserfronten meine Schritte hallten, rasten Bilder - Filmausschnitten gleich - an meinem geistigen Auge vorüber.

Höhepunkte aus der jüngsten und einer schon etwas weiter zurückliegenden Vergangenheit waren es, und die Hauptperson war Pater Severin, dieser wackere Recke in der Soutane, dieser unerschrockene Gottesmann, den seine Schäfchen so liebten.

Ich sah ihn lachen, sah ihn kämpfen, sah ihn auf der Kanzel stehen und predigen, und seine Worte waren für die, die gesündigt hatten, wie Faustschläge. Er hatte immer alles zum Wohle seiner Gemeinde getan. Nichts hatte ihm jemals mehr am Herzen gelegen als das Heil der ihm anvertrauten Seelen.

Sollten sie ihren Hirten verloren haben?

In seinem derzeitigen Zustand konnte Pater Severin niemandem mehr

nützlich sein. Er konnte nicht mehr helfen, nicht mehr Anteil nehmen an irgend jemandes Schicksal.

Er lebte zwar noch - aber wie!

Ebensogut hätte er tot sein können…

Doch nein, so durfte ich nicht denken. Wäre Pater Severin tot gewesen, hätte es keine Hoffnung mehr gegeben, ihm zu helfen. So aber bestand diese Hoffnung noch, und das war ein Geschenk des Himmels.

Wir hatten zusammen gegen Agassmea, die Tigerfrau, gekämpft, waren mehrmals im Reich der grünen Schatten gewesen, und in Spanien hatten wir Xendarro, den Vampir, zur Strecke gebracht.

Severin hatte sich immer ohne Rücksicht auf Verluste für seine Freunde eingesetzt. Heldenmutig hatte er sich in das wildeste Kampfgetümmel geworfen und alle Gefahren überlebt.

Und nun…

Ein anderer Priester würde seine Kirche und die Gemeinde übernehmen müssen. Und was würde aus Pater Severin werden? Würde er hinter den dicken Mauern irgendeines Klosters verschwinden?

Er hatte sich mit einer Macht angelegt, die ihm überlegen war, und die Konsequenzen waren entsetzlich.

Atemlos erreichte ich den Kirchenplatz. Ein Betrunkener torkelte mir entgegen. Lallend sang er ein Kneipenlied. Pater Severin hätte ihm bis vor kurzem noch gehörig die Leviten gelesen, wenn er das gehört hätte.

Gab es *diesen* Pater Severin nicht mehr? Würde es ihn nie mehr geben?

Ich stürmte an dem Mann vorbei. Er grinste mich mit speichelfeuchten Lippen an.

Ich beachtete ihn nicht weiter, verschwand im Pfarrhaus und betrat gleich darauf den Raum, in dem mich Pater Severin vom Einfluß des Bösen befreien wollte.

Er hatte sich noch nicht vom Fleck gerührt. Nach wie vor saß er auf der alten Holztruhe, nach wie vor war er geistig nicht da und unansprechbar.

Dieser große, kräftige Priester kam mir jetzt vor wie ein kleines Häufchen Elend. Man konnte mit ihm anstellen, was man wollte, er merkte es nicht. Ihm war alles egal, er war geistig tot.

Sein Anblick schnitt mir schmerzhaft ins Herz. Meine Kehle wurde eng, als ich keuchend vor ihm stand und ihm die Hand auf die Schulter legte. Er zuckte nicht einmal mit der Wimper.

»Du wirst wieder, Severin«, sagte ich, obwohl ich wußte, daß er mich nicht verstand. »Wir werden dir helfen. Es *muß* Hilfe geben.«

Ich ließ seine Schulter los und löschte die geweihten Kerzen.

Bedauerlich, daß der Exorzismus ein Mißerfolg war. Ich hätte mich bedeutend wohler gefühlt, wenn ich das schwarze Gift losgeworden wäre.

Zu wissen, daß mein Frontenwechsel nur aufgeschoben war, machte mich reichlich nervös.

Kaum hatte ich die letzte Kerze ausgeblasen, da vernahm ich ein Geräusch, das mich sofort alarmierte. Dem Priester zu sagen, er solle sich nicht rühren, war überflüssig. Er regte sich ohnedies nicht.

Ich zog den Colt Diamondback und verschwand hinter der offenen Tür. Von den Dochten der gelöschten Kerzen stiegen dünne Rauchfäden auf, die zur Tür hinausschwebten.

Ich konzentrierte mich auf die näherkommenden Geräusche. Jemand bewegte sich zweifellos auf die Tür zu. Ich preßte mich gegen die Wand. Mein Kreislauf war gehörig auf Touren. Nichts entging mir.

Die Schritte erreichten die Tür, verharrten einen Augenblick, gingen weiter. Ich wartete noch zwei Sekunden, dann handelte ich. Die Tür bekam von mir einen kräftigen Stoß und knallte zu.

Ich sprang im selben Moment vor und zielte mit meiner Kanone auf… Cruv!

***

Der Zauberer Angelo d'Alessandro hatte Boram, den Nessel-Vampir, geschaffen. Ursprünglich war Boram ein schwarzes Wesen und hatte gegen Tony Ballard gekämpft. Um sein Leben zu retten, hatte der Zauberer mit Hilfe eines magischen Spruchs den schwarzen in einen weißen Vampir umgewandelt, der der Ballard-Crew seither schon recht wertvolle Dienste geleistet hatte.

Boram sah sich als Tony Ballards Diener, deshalb nannte er diesen auch häufig »Herr«, obwohl Tony das nicht wollte. Der Dämonenjäger betrachtete den Nessel-Vampir nicht als seinen Diener, sondern als seinen Freund.

Genaugenommen besaß Boram keinen Körper. Er war lediglich eine Dampfgestalt, doch wenn es erforderlich war, konnte er den Nesseldampf so weit verdichten, daß daraus ein Körper wurde.

Er war aber auch imstande, den Dampf so sehr auszudehnen, daß seine Gestalt so gut wie nicht zu sehen war.

Er lebte von schwarzer Energie. Das war seine Nahrung. Er saugte sie in sich auf und wandelte sie in weiße Energie um, die ihn stärkte.

Kam man mit ihm in Berührung, so war das nicht nur äußerlich schmerzhaft, er zog auch sofort Energie an sich und man fühlte sich gleich schwächer. Längere Kontakte konnten zur totalen Erschöpfung führen. Es war deshalb auch für einen Freund nicht ratsam, dem Nessel-Vampir jovial auf die Schulter zu klopfen.

Aufmerksam durchstreifte der weiße Vampir das nächtliche

Paddington. Er suchte Phorkys. Mr. Silver hatte ihn vor dem Vater der Ungeheuer gewarnt, aber Boram würde ihn dennoch unerschrocken angreifen.

Er erreichte einen kleinen Park.

Plötzlich stutzte er.

Jemand eilte durch die Dunkelheit, eingehüllt in einen rabenschwarzen Umhang. Kein Mensch kleidete sich so.

Das mußte Phorkys sein!

Boram hatte den Feind gefunden!

***

»Cruv!« sagte ich überrascht, entspannte mich und ließ den Colt Diamondback sinken. Als die Tür zuknallte, war der häßliche Gnom herumgefahren, hatte den Ebenholzstock gehoben und den faustgroßen Silberknauf gedreht, woraufhin unten aus dem Stock drei magisch geladene Spitzen herausgeschnellt waren.

Jetzt zog er die Spitzen wieder ein.

Wieder einmal hatte er bewiesen, wie blitzartig er zu reagieren vermochte, aber gegen meinen Colt wäre er trotzdem Zweiter geblieben.

»Tony«, kam es über seine Lippen, und sein Blick huschte gespannt an mir auf und ab. Er wußte vom Marbu-Gift, und er schien nicht sicher zu sein, ob er mir trauen konnte. Deshalb blieb auch seine Hand auf dem Knauf.

»Wieso kommst du hierher?« fragte ich den Kleinen.

Damit er sah, daß er nichts zu befürchten hatte, steckte ich den Revolver weg, und erst jetzt stellte der Gnom den Stock auf den Boden.

»Phorkys ist in London«, sagte der Knirps.

»Das weiß ich, aber woher weißt es du?«

Er informierte mich und fragte dann verblüfft: »Du *weißt* es?«

Ich erzählte ihm, was geschehen war. Als ich Pater Severin erwähnte, wies ich mit dem Kopf nach ihm. Cruv drehte sich um und sah den Priester auf der Truhe sitzen.

»Was kann man dagegen tun, Tony?« fragte er erschüttert.

»Ich weiß es nicht, Cruv«, antwortete ich ernst. »Aber es muß eine Möglichkeit geben, ihm zu helfen. Es gibt ganz bestimmt eine, und wir werden sie finden.«

***

Boram wechselte von einem Gebüsch hinter ein anderes und duckte sich zum Sprung. Wenn Phorkys die Richtung beibehielt, mußte er hier vorbeikommen.

Der schwarze Umhang knatterte leise, und dann war Phorkys heran, ohne den Nessel-Vampir zu bemerken. Boram ließ ihn an sich vorbei,

aber nur zwei Schritte, dann schnellte sich die Dampfgestalt ab.

Mit ausgebreiteten Armen flog Boram hinter dem Vater der Ungeheuer her. Er krallte seine verdichteten Finger in *den* weiten Umhang und riß Phorkys zurück.

Der Vater der Ungeheuer stieß ein überraschtes Knurren aus. Zuerst glaubte er, der Umhang wäre irgendwo hängengeblieben, aber als er sich umdrehte, sah er, was tatsächlich los war, und er zog zornig die Wolfslefzen hoch.

Gleichzeitig hieb er mit den Tigerpranken nach dem Nessel-Vampir, doch die scharfen Krallen vermochten Boram nicht zu verletzen. Sie sausten durch den trüben Dampf, und sofort verlor Phorkys Energie. Das überraschte den Vater der Ungeheuer so sehr, daß er verdattert zurücksprang.

Boram nützte die kurze Ratlosigkeit seines starken Gegners. Im Moment hatte er Oberwasser, aber das konnte sich sehr schnell ändern. Der Nessel-Vampir sah Flammen in Phorkys' Augen. Wenn der Vater der Ungeheuer ihn damit attackierte, würde er wahrscheinlich verdampfen.

Doch noch dachte Phorkys nicht an diese Möglichkeit, und Boram ließ ihm keine Zeit, sich etwas zu überlegen. Er schlug zu, und das Nesselgift brannte sich schmerzhaft durch die Haut. Abermals ging Phorkys' Energie auf den weißen Vampir über. Sie stärkte ihn nicht nur, sondern weckte eine unbändige Gier in ihm. Er wollte mehr haben von dieser schwarzen Kraft, die Phorkys ausfüllte.

Der Vater der Ungeheuer hatte noch kein wirksames Mittel zur Abwehr der Angriffe gefunden. Boram versuchte ihn niederzuringen und wollte ihm seine spitzen Vampirhauer ins Fleisch schlagen. Jeder neue Kontakt war schmerzhaft für Phorkys und kostete ihn Kraft.

Das machte ihn konfus. Er merkte, daß er bereits einiges an Kräften verloren hatte. Wenn er nach dem Dampf-Vampir schlug, schmerzte es ihn nur selbst.

Folglich hatte es keinen Sinn, zu bleiben und den Kampf fortzusetzen. Vernünftiger war es in diesem Fall, sich abzusetzen.

Phorkys wirbelte herum.

Boram biß zu. Seine dolchartigen Zähne gruben sich in Phorkys' Schulter. Gierig saugte er die schwarze Energie in sich hinein. Er klammerte sich an den stöhnenden Dämon, doch dem geschwächten Phorkys gelang es, die Dampfgestalt abzuschütteln und davonzuhetzen.

Doch Boram hatte gewissermaßen »Blut« geleckt. Er wollte von seinem Opfer nicht mehr ablassen, wollte dessen ganze Energie haben.

Phorkys verließ den Park, und in einem winkeligen Gassenlabyrinth versuchte er den Nessel-Vampir abzuhängen, doch Boram blieb ihm auf den Fersen.

Phorkys näherte sich einer Fußgängerbrücke, die sich über mehrere Eisenbahngleise spannte. In der Ferne waren die Lichter eines Zugs zu sehen, der in rascher Fahrt näherkam.
Phorkys rannte die Stufen hinauf. Boram begriff, was der Vater der Ungeheuer vorhatte, und er würde es wohl kaum verhindern können. Phorkys' Vorsprung war zwar nur hauchdünn, aber er würde reichen, um sich über das Geländer zu schwingen und auf den unter der Brücke durchfahrenden Zug fallen zu lassen.
Der Dämon legte die letzten Stufen zurück.
Unten erreichte die Lokomotive die Brücke.
Phorkys rannte noch etwa zehn Minuten, dann befand sich der Zug direkt unter ihm.
Boram kämpfte um jeden Meter, aber er kämpfte auf verlorenem Posten. Phorkys flankte nämlich bereits über das breite Eisengeländer. Wie ein Stein fiel er in die Tiefe, während der Umhang hochflatterte und über ihm zusammenschlug, wodurch ihm die Sicht genommen wurde.
Jetzt kam der Aufprall. Die Wucht stieß dem Dämon die Beine nach oben. Gleichzeitig wurden sie ihm unter dem Körper weggerissen. Er stürzte, knallte hart auf das Waggondach und rollte bis zu dessen Ende.
Phorkys spreizte die Arme ab, konnte aber nicht verhindern, daß er über das Dachrand abkippte und zwischen zwei Waggons stürzte.

***

Sterling Wasson hatte das Erlebte immer noch nicht verdaut. In was für einen entsetzlichen Alptraum war er da geraten? Es gab ein Ungeheuer in der Stadt. So unglaublich und unvorstellbar das auch sein mochte, es gab dieses Monster, und wie es aussah, würde sich Roderick Luxon auch in eines verwandeln. War die Schlangenhaut nicht ein untrüglicher Beweis dafür?
Im Büro des Inspektors waren überall noch Kampfspuren zu entdecken.
Der Polizeiarzt war nicht mehr da.
Und Efrem Bogarde saß an seinem Schreibtisch, schüttelte unentwegt den Kopf und sagte immer wieder: »Ich kann es nicht fassen… Ich kann's einfach nicht fassen…«
Der Fahrlehrer erinnerte den Inspektor an das Monster, das nach wie vor frei und unbehelligt draußen umherlief, und er vertrat jetzt Luxons Ansicht: »Sie müssen endlich etwas unternehmen, Sir. Sie können die Sache nicht einfach auf sich beruhen lassen. Dieses Scheusal wird nicht spurlos verschwinden, als hätte es nie existiert. Je länger ich darüber nachdenke, desto mehr bin ich davon überzeugt, daß das Ungeheuer Menschen töten wird. Vielleicht hat es das bereits

getan. Schicken Sie Ihre Männer los. Es ist Ihre Pflicht, die Menschen zu schützen.«

»Vor Verbrechern - ja. Aber vor Ungeheuern? Was soll ich denn gegen ein Monster unternehmen?«

»Das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß es zu einer Katastrophe kommen wird, wie wir sie noch nie erlebt haben, wenn Sie das Scheusal nicht jagen und zur Strecke bringen.«

Efrem Bogarde streckte die Hand nach dem Telefonhörer aus, doch dann blieb sie plötzlich in der Luft hängen, denn einer seiner Männer brüllte wie am Spieß nach ihm.

***

Boram sah den schwarzen Umhang über das Dach wischen und zwischen den Waggons verschwinden. Was weiter mit dem Dämon passierte, konnte er nicht verfolgen.

Aber er wollte von Phorkys noch nicht ablassen, deshalb sprang er auf das breite Eisengeländer und wollte gleichfalls auf den Zug springen, doch soeben ratterte der letzte Waggon unter ihm durch.

Das dumpfe Poltern wurde schwächer und verlor sich in der Ferne. Die hinteren Positionslichter des Zugs wurden von der Dunkelheit aufgesogen.

Nichts war mehr zu sehen, nichts zu hören. Stille herrschte, und Boram sprang enttäuscht auf die Brücke zurück. Er hätte gern mehr schwarze Energie in sich aufgenommen.

Ein Ruck ging plötzlich durch die Dampfgestalt. Was war das, dieser schwarze Fleck dort zwischen den Schienen? War es Phorkys, von den Waggons überrollt?

Lag dort der Vater der Ungeheuer?

Das wollte der Nessel-Vampir genau wissen, deshalb verließ er die Brücke. Als er die Stufen hinunterstieg, vernahm er das aufgeregte Hecheln eines Hundes.

Er erweiterte den Dampf sogleich, um sich weitgehend durchsichtig zu machen. Eine Frau erschien. Sie war in eine alte hüftlange Jacke gehüllt und hatte Dutzende Lockenwickler auf dem Kopf.

Immer wieder ermahnte sie das Tier, doch nicht so verrückt an der Leine zu zerren. Sehr ärgerlich war sie schon, aber der Hund gehorchte nicht.

Keuchend zog er die Frau vorwärts, obwohl sie nicht gewillt war, so schnell zu gehen. Sie mußte einfach. Sie stolperte und wäre um ein Haar gestürzt.

Zornig riß sie das Tier zurück. »Jetzt reicht es!« schrie sie den Hund an. »Es reicht wirklich! Soll ich mir deinetwegen die Beine brechen? Du, ich schlag' dich tot, wenn du mir nicht gehorchst! Verfluchter Köter!«

Boram wich zur Seite, um Frau und Hund vorbeizulassen. Doch das Tier witterte ihn mit seiner empfindlichen Spürnase und verbellte ihn.

Da die Frau nichts sah, mußte sie denken, der Hund - ein schöner irischer Setter mit seidig glänzendem Haar war es - wäre übergeschnappt.

»Still!« befahl sie ihm. »Kusch! Wirst du wohl aufhören!«

Als der Hund weiterbellte, schlug sie ihn so lange mit der Leine, bis er winselte.

»Ich habe dich gewarnt«, sagte sie, wohl zu ihrer Entschuldigung. »Wer nicht hören will muß fühlen.«

Sie ging weiter, und diesmal mußte sie den Hund ziehen.

Ein Gitterzaun sollte verhindern, daß jemand hier unten die Geleise überquerte. Boram konnte der Zaun nicht aufhalten. Die Dampfgestalt schwebte durch die Zwischenräume.

Da sich Boram in dichterer Konsistenz wohler fühlte, zog der Dampf sich wieder zusammen, und er wurde sichtbar. Argwöhnisch und auf Abwehr eingestellt, näherte er sich jenem schwarzen Fleck zwischen den Schienen.

Je näher er der betreffenden Stelle kam, desto langsamer bewegte er sich vorwärts.

Er setzte seinen Fuß von einer Schwelle auf die andere und erreichte kurz darauf jenen schwarzen Fleck. Es handelte sich um Phorkys' Umhang. Ob er ihn verloren hatte, oder ob sein grauenerregender Körper darunter lag, war nicht zu erkennen.

Der Nessel-Vampir bückte sich deshalb und berührte den Stoff. Vorsichtig hob er den Zipfel hoch. Da vernahm er ein geisterhaftes Zischen und Knistern, das ihn veranlaßte, den Stoff sofort loszulassen. Und dann beobachtete er, wie kleine Funken und weiße Blitze fächerförmig über den Stoff sausten und diesen in Gedankenschnelle auflösten.

Von Phorkys fehlte jede Spur.

***

Inspektor Bogarde sprang auf und eilte aus dem Büro. Sterling Wasson wußte nicht, warum er ihm folgte, schließlich wurde ja nicht nach ihm gebrüllt. Er tat es einfach, weil er befürchtete, das Geschrei könnte etwas mit Roderick Luxon zu tun haben, und für seinen Fahrschüler fühlte er sich irgendwie verantwortlich.

Vor der Ausnüchterungszelle stand ein uniformierter Beamter und brüllte wie auf der Folter. Der Mann mußte wahnsinnige Schmerzen haben, obwohl er nicht verletzt zu sein schien.

Der Grund war Roderick Luxon.

»Jesus!« stöhnte Wasson, als er seinen Fahrschüler sah.

Roderick Luxon stand in der Zelle. Er umklammerte mit beiden

Händen die Gitterstäbe. Die Schlangenhaut auf der einen Hand war verschwunden!

Luxon tat nichts. Reglos stand er hinter der Gittertür. Er hatte sein verzerrtes Gesicht zwischen die Stäbe gepreßt und starrte den Beamten durchdringend an.

Man sagt: Wenn Blicke töten könnten… Dieser konnte es, und es lag soviel Bosheit und Grausamkeit darin, daß Sterling Wasson vor Schreck fast das Herz stehenblieb.

Aber da war noch etwas Schlimmeres!

Roderick Luxon trug auf dem Kopf keine Haare mehr, sondern Schlangen! Hunderte schienen es zu sein.

»Wahnsinn!« quetschte Wasson hervor. Er blieb stehen, konnte keinen Schritt mehr weitergehen.

Efrem Bogarde faßte sich ans wild klopfende Herz und japste nach Luft. Er wußte, daß ihm dieser Fall längst über den Kopf gewachsen und jeglicher Kontrolle entglitten war. Er wußte nicht mehr, was er tun sollte, war unfähig, noch irgend etwas anzuordnen. Bisher war er immer Herr der Lage gewesen, hatte ruhig und souverän seine Befehle erteilt, war seinen Leuten ein Vorbild gewesen, aber bisher hatte er es auch noch nie mit Ungeheuern zu tun gehabt. Ihm war, als hätte ihm jemand den Boden unter den Füßen weggezogen. Er schwankte und lehnte sich an die Wand.

Der Uniformierte hörte auf zu schreien.

Fassungslos beobachteten Efrem Bogarde und Sterling Wasson, was mit ihm geschah.

Jetzt erst reagierten auch andere Polizeibeamte. Türen flogen gegen die Wand, Schritte hallten heran.

»Stehenbleiben!« schrie der Inspektor. »Alle bleiben hinter mir! Es ist gefährlich, auch nur einen Schritt weiter zu gehen!«

Er hatte recht. Roderick Luxon gab ihnen eine Demonstration seiner Gefährlichkeit. Sein Gorgonenblick tötete den Polizisten.

Die Haut des Opfers verfärbte sich, nahm die Farbe von grauem Sandstein an. Die Züge des Mannes erstarrten in einem stummen Schrei, Muskeln, Sehnen, Knochen wurden zu Stein. Der Übergang war fließend, nicht genau erkennbar. Irgendwann war die Umwandlung dann abgeschlossen, und der Uniformierte war nur noch eine leblose Statue.

***

Phorkys war zwischen die Waggons gestürzt und wäre beinahe auf die Schienen gefallen. Blitzschnell hatte er sich an irgendwelches Gestänge geklammert und den Umhang, der ihm hier hinderlich war, abgeworfen. Der schwarze Stoff tauchte hinab in den finsteren, ratternden Schlund, wurde kraftvoll fortgerissen und war nicht mehr

zu sehen. Der Vater der Ungeheuer fand Halt und richtete sich auf.
Wut durchpulste ihn. Noch nie hatte er es mit einem Gegner zu tun, der ihn so sehr überraschte und verblüffte. Dieses Nesselgift brannte immer noch lästig, und es ärgerte ihn maßlos, daß es seinem Gegner so leicht gelungen war, ihn zu schwächen.
Natürlich würde er wieder zu Kräften kommen, das war keine Frage, aber es machte ihn wütend, daß es dieser Dampfgestalt gelungen war, ihn zu bedrohen.
Es kam immer wieder mal vor, daß er von Feinden angegriffen wurde. Viele Gegner hatten schon versucht, ihn zu vernichten, doch keinem war es bisher gelungen, ihn zu schwächen und zu gefährden wie diesem Nessel-Vampir.
Das würde sich Phorkys merken, und er würde zurückschlagen - irgendwann. Es mußte nicht gleich sein. Er hatte es nicht eilig, hatte viel Zeit und noch mehr Geduld.
Seine Chance war bisher immer gekommen - und er hatte sie stets genützt.
Der Zug fuhr in eine Kurve, wurde langsamer. Phorkys turnte zwischen den Waggons hervor und wartete auf eine günstige Gelegenheit, abzuspringen.
Dann stieß er sich ab, landete auf weichem, federndem Gras, lief, langsamer werdend, neben dem Zug her und blieb schließlich stehen. Er verließ den Bahndamm und verschwand in der Dunkelheit.
Mit ihm war immer noch zu rechnen.
Mehr denn je!

***

»Zurück!« rief Inspektor Bogarde. »Sie auch, Mr. Wasson!«
»Er hat ihn umgebracht!« stammelte der Fahrlehrer fassungslos. »Er hat ihn nur angesehen, und der Mann wurde zu Stein!«
»Niemand sieht Luxon an!« schrie Efrem Bogarde. »Wir können von Glück reden, daß er hinter Gittern ist! Zurück! Alles zurück! Keiner kommt Luxon mehr nahe! Wer diesem Befehl zuwiderhandelt, stirbt wie Sergeant Durea.«
Sterling Wasson sah, daß Luxons Blick immer noch auf Sergeant Durea gerichtet war. Doch nun löste er sich davon, und der Schlangenhäuptige schien ein neues Opfer zu suchen.
Eiseskälte kroch Wasson ins Herz, als er merkte, daß Luxon ihn ansah. Er schaute dem Schlangenhäuptigen nicht in die Augen, nicht einmal ins Gesicht, aber er spürte entsetzt, wie ihn Roderick Luxon zwingen wollte, ihn anzusehen.
»Mr. Wasson!« rief der Inspektor. Er und seine Männer waren schon viel weiter hinten. »Mr. Wasson, kommen Sie hierher!«
Der Fahrlehrer wollte gehorchen, aber seine Beine nicht. Er schien

Wurzeln geschlagen zu haben.

»Mr. Wasson, Sie sind in großer Gefahr!«

Verdammt, das weiß ich, dachte der Fahrlehrer wütend. Hilf mir lieber, als zu schreien.

Doch keiner der Polizisten kam, um ihn fortzuholen.

Immer stärker wurde der Zwang des Schlangenhäuptigen. Sterling Wasson war so, als höre er eine Stimme in sich, die ihm befahl: *Sieh mich an! Sieh mir in die Augen!*

»Nein«, stöhnte er und schüttelte verzweifelt den Kopf. »Ich will nicht… Ich darf nicht… Himmel, steh mir bei! Laß nicht zu, daß er mich auch umbringt… Ich will nicht zu Stein werden!«

Sieh mich an!

Der Fahrlehrer hatte das Gefühl, sein Kopf würde von zwei eiskalten Händen gepackt werden. Sie umklammerten ihn wie Schraubstockbacken. Ein dumpfer Schmerz entstand, und Wasson verzerrte das Gesicht. Ein schluchzender Laut entrang sich seiner Kehle. War er wirklich verloren? Die Polizisten standen ihm nicht bei, und er selbst vermochte sich nicht von der Stelle zu rühren.

Verloren! Verloren! hämmerte es in seinem Kopf, der ihm zu zerspringen drohte. Wenn ich ihn ansehe, bin ich verloren! Und ich *werde* ihn ansehen, weil er es will, und weil er seinen Willen durchsetzen wird.

»Mr. Wasson!« schrie der Inspektor wieder. »So kommen Sie doch endlich! Bleiben Sie dort nicht stehen!«

»Er… er hält mich irgendwie fest!« schrie der Fahrlehrer verzweifelt. »Er bekommt mich in seine Gewalt!« .

Efrem Bogarde rief zwei Namen und befahl den Beamten, den gefährdeten Mann zu holen. Die Männer waren nicht gerade sehr glücklich über diesen Befehl, aber sie gehorchten, wenn auch zögernd.

»Nicht ansehen!« Diesen Rat gab ihnen Bogarde mit auf den Weg. »Ihr dürft Luxon nicht ansehen!«

Indessen nahm Roderick Luxon weiter Einfluß auf den Fahrlehrer. Diese unsichtbaren, eiskalten Hände drehten den Kopf des Mannes hoch.

Schon war Wassons Gesicht dem Schlangenhäuptigen zugewandt, aber der Fahrlehrer schaute dem Monster noch nicht in die Augen, in denen das Verderben lauerte.

Er senkte die Lider, preßte sie fest zusammen, spürte aber, daß ihm das nicht lange nützen würde. Und schon entstand wieder diese grausame, zwingende Stimme in ihm: *Öffne die Augen! Ich befehle es dir! Mach die Augen auf und sieh mich an!*

»Bitte!« stöhnte der Fahrlehrer unglücklich. »Laß mich… Bitte nicht…«

Doch das Ungeheuer nahm unbarmherzig weiter Einfluß auf ihn. Es

wollte sich dieses Opfer nicht entgehen lassen.
Roderick Luxon preßte sein fahles Gesicht fester zwischen die Gitterstäbe. Die Schlangen wanden sich um die dicken Metallstangen. Luxon schien auf diese Weise mit dem Gitter zu verwachsen.
Mach die Augen auf! dachte er, und Sterling Wasson *hörte* es.
Der Fahrlehrer brachte die Kraft nicht mehr auf, sich dem starken Willen des Schlangenhäuptigen zu widersetzen. Er mußte gehorchen. Seine Lider zuckten, und dann begannen sie sich zu heben…
Mit abgewandten Gesichtern näherten sich Efrem Bogardes Männer dem Fahrlehrer. Roderick Luxon sah sie kommen und reagierte mit einem schrecklichen Wutanfall.
»Fort!« brüllte er wie ein Tier. »Zurück! Laßt ihn mir!«
Die Beamten hatten Wasson schon fast erreicht.
Dadurch, daß sich Luxon mit ihnen beschäftigte, konnte er den Fahrlehrer nicht weiter zwingen, die Augen zu öffnen. Wasson preßte sofort wieder die Lider zusammen.
Roderick Luxon gebärdete sich in der Ausnüchterungszelle wie toll. Er rüttelte an der Gittertür, beschimpfte und verfluchte die Beamten. Er drohte, auch sie umzubringen, doch sie führten Inspektor Bogardes Befehl aus.
Vier Hände krallten sich in Wassons Kleidung und rissen ihn zurück. Die »Wurzeln«, die ihn festgehalten hatten, lösten sich, er spürte es ganz deutlich, und eine unbeschreibliche Erleichterung erfüllte ihn.
Die Beamten drehten ihn herum. »Kommen Sie, Mr. Wasson!«
Die ersten Schritte stolperte er mit ihnen, aber dann lief er schon, und keuchend und glücklich erreichte er mit seinen Rettern den Inspektor.
»Ich dachte schon, es würde ihm gelingen«, ächzte der Fahrlehrer. »Viel hat nicht gefehlt… Er ist unheimlich stark, kann Einfluß nehmen auf die Psyche seiner Opfer… Wer in seine Nähe kommt, ist des Todes!«
Roderick Luxon tobte in der Zelle.
»Er will raus«, bemerkte jemand sehr treffend.
»Die Gitter sind zum Glück stabil«, sagte Efrem Bogarde. »Keiner kommt in die Nähe dieses Ungeheuers, verstanden?«
Er hätte das nicht zu sagen brauchen. Keiner hatte den Mut, freiwillig zu Luxon zu gehen. Was mit Sergeant Durea passiert war, war für alle ein abschreckendes Beispiel.
»Laßt mich raus!« verlangte Luxon. »Ich will hier raus!«
»Hoffentlich brüllt er sich tot«, sagte der Inspektor heiser. »Ich wüßte nicht, wie man ihn sonst erledigen sollte.«
»Es muß doch möglich sein, dieses gefährliche Monstrum zu erschießen, Sir«, sagte einer der Beamten.
»Also ich kann mir nicht vorstellen, daß man ihm mit gewöhnlicher

Munition beikommt«, warf der Fahrlehrer kopfschüttelnd ein. »Mit einer Spezialmunition müßte man es versuchen, aber wo treibt man so etwas auf?«

»Vielleicht ist dieser… dieser Zustand nur eine Art Anfall«, bemerkte ein rotgesichtiger Beamter. »Vielleicht geht das von selbst vorbei.«

Inspektor Bogarde sah ihn ärgerlich an. »Das glauben Sie doch nicht im Ernst, wie? Dieser Mann ist ein Ungeheuer!«

»Und ein noch viel schrecklicheres läuft draußen frei herum«, sagte Sterling Wasson mit zitternder Stimme.

»Vielleicht kommt es hierher, um Luxon zu befreien.«

Efrem Bogarde wischte sich hilflos mit der Hand über die Augen. »Das fehlte uns gerade noch.«

Immer kräftiger, immer wilder rüttelte Roderick Luxon an der Tür.

»Nicht auszudenken, was passiert, wenn es ihm gelingt, auszubrechen«, sagte einer von Bogardes Männern.

»Wir versuchen es!« entschied Efrem Bogarde.

»Was?« fragte Wasson. »Was haben Sie vor, Inspektor?«

»Er hat einen Polizisten getötet. Wir werden ihn erschießen, damit nicht noch ein Mensch dran glauben muß!« sagte der Inspektor rauh, und dann bestimmte er vier Männer. Sie sollten Maschinenpistolen holen und die Magazine auf Luxon leerfeuern, ohne ihn dabei anzusehen.

Drei Minuten waren die vier Männer nur weg, dann erschienen sie mit den automatischen Waffen. In diesen drei Minuten gebärdete sich Luxon wie ein Verrückter. Er schlug in der Zelle alles kurz und klein und verlangte immer wieder brüllend, man solle ihn herauslassen.

Efrem Bogarde nickte mit grimmiger Miene. »Du bekommst deine Freiheit«, brummte er. »Aber anders, als du dir das vorstellst.« Dann gab er den vier MPi-Männern ein Zeichen. »Los!« Und die Beamten marschierten mit starren Gesichtern in Richtung Ausnüchterungszelle.

Als Roderick Luxon sie sah, hörte er auf zu toben. Er kam ans Gitter, hielt sich wieder mit den Händen daran fest und grinste teuflisch.

»Was wollt ihr mit den MPis?« fragte er furchtlos. »Was habt ihr vor?«

Die Polizisten schauten ihn nicht an.

Luxon lachte höhnisch. »Wollt ihr mich erschießen? Seid ihr verrückt? Begreift ihr nicht? Ich stehe unter einem ganz besonderen Schutz! Ihr macht euch lächerlich!«

Die Beamten ließen ihn reden. Sie versuchten seine Worte zu ignorieren.

»Ihr bekommt von mir eine Chance!« rief Roderick Luxon. »Derjenige, der mich freiläßt, bekommt von mir sein Leben zum Geschenk, während ich alle anderen töten werde!«

Die Polizisten stellten sich nebeneinander auf.

»Ihr haltet euch wohl für Helden, was?« höhnte Luxon. »Dabei habt ihr nicht einmal den Mut, mir in die Augen zu sehen! Schöne Helden seid ihr mir - mit vollen Hosen!«

»Macht euch bereit!« rief Inspektor Bogarde.

Die Männer entsicherten ihre Waffen.

»Feuer!« rief Efrem Bogarde, und dann war in der Polizeistation die Hölle los.

Die vier Maschinenpistolen hämmerten ein ohrenbetäubendes Staccato. Grelle Mündungsfeuer wetterleuchteten vor den Läufen, und die Männer, die die Waffen hielten, wurden von den heftigen Rückstößen gerüttelt.

Der Schlangenhäuptige konnte sich nur wenige Augenblicke auf den Beinen halten, dann brach er zusammen.

Und dann…

Stille!

Niemand sagte etwas. Alle standen nur gespannt da und fragten sich, ob es den MPi-Männern gelungen war, das Ungeheuer zu erledigen. Niemand wagte dem Frieden zu trauen. Eine ungeheure Spannung erfüllte die Polizeistation bis in den allerletzten Winkel - bis hinein in die Ausnüchterungszelle, in der Roderick Luxon lag.

Inspektor Bogarde blickte nervös zu den Beamten, die auf Luxon geschossen hatten. »Kann es sein, daß sie's geschafft haben?« fragte er. Eigentlich war diese Frage an niemanden gerichtet. Er hatte nur laut gedacht.

Es antwortete auch niemand darauf.

»Nun, was ist mit dem Mann?« rief Efrem Bogarde.

»Er scheint tot zu sein, Sir«, antwortete einer der MPi-Beamten.

»Er hielt sich für unverwundbar, war es aber nicht«, bemerkte der Inspektor. »Jetzt glaube ich, daß wir auch mit dem anderen Kerl fertigwerden.«

Der Pulverdampf verzog sich, und die Beamten mit den MPis wagten es, einen Blick in die Ausnüchterungszelle zu werfen. Gekrümmt lag Roderick Luxon auf dem Boden, das linke Bein angewinkelt. Sein »Schlangenhaar« hing leblos herab. Der Schutz, von dem er gesprochen hatte und auf den er sich verließ, hatte nicht gereicht.

Aber der Inspektor war ein vorsichtiger Mann. Er riet den Männern, Luxon trotzdem nicht nahezukommen. Er befahl ihnen, abzurücken.

»Luxon bleibt bis auf weiteres in der Zelle. Ich werde mir später überlegen, was wir mit ihm machen. Kann sein, daß es immer noch gefährlich ist, sich ihm zu nähern.«

Die gesamte Revierbesatzung zog sich zurück. Sterling Wasson blieb in der Nähe des Inspektors. Bogarde schloß die Tür, durch die bis auf weiteres niemand mehr treten sollte.

Was dahinter passierte, bekam niemand mit.

***

Es gab einen Hinterausgang zum Zellentrakt. Ab und zu wurden Arrestanten durch diesen zu den Zellen geführt oder zu einem im Hof wartenden Wagen gebracht und in ein anderes Gefängnis überstellt.

Dieser Tür näherte sich eine phantomhafte Gestalt.

Eine Frau, deren Kopf mit züngelnden, zischenden Reptilien bedeckt war.

Die Gorgone, die Phorkys geschaffen hatte!

Sie war kräftiger, widerstandsfähiger, zäher als Roderick Luxon, hatte gespürt, daß er Hilfe brauchte, war gekommen, um ihn zu befreien.

Mit magischer Kraft sprengte sie die Tür auf, ohne sie zu berühren. Dann betrat sie die Polizeistation. Eine übersinnliche Verbindung bestand zwischen ihr und Luxon, denn sie gehörten beide dem Geschlecht der Gorgonen an. Sie gehörten zusammen. Phorkys hatte sie geschaffen, jeden auf eine andere Weise, aber das spielte keine Rolle.

Phorkys war ihrer beider Vater!

Und die Gorgone war gekommen, um Luxon aus der Zelle zu holen. Entschlossen betrat die Schlangenhäuptige die Polizeistation. Ein grausamer Ausdruck kerbte sich um ihren faltigen, dünnlippigen Mund. Sie roch das verbrannte Kordit, und ein böses Flackern entstand in ihren grünen Augen.

Als sie den versteinerten Polizisten sah, grinste sie zufrieden. Ihr Gorgonenbruder hatte getötet, das gefiel ihr. In dieser Nacht sollten noch mehr Menschen zu Stein erstarren.

Gemeinsam würden sie ans grausige Werk gehen.

Sie und Roderick Luxon.

Sie stieß den versteinerten Sergeant um und trat an die Gittertür der Ausnüchterungszelle. Weit öffneten sich ihre schrecklichen Augen, die vielen Menschen den Tod bringen sollten, und sie zischte mit ihrer gespaltenen Schlangenzunge: »Bruder, erhebe dich! Steh auf, es gibt viel für uns zu tun!«

Da bewegte sich die erste Schlange auf Roderick Luxons Kopf, dann noch eine und noch eine… Allmählich richteten sich alle wieder auf…

***

Laute Stimmen vor der Tür.

»Sir, Sie können da nicht rein!«

»Und ob ich kann! Gehen Sie mir aus dem Weg!«

»Sie scheinen nicht zu wissen, wo Sie sich befinden! Dies ist ein Polizeirevier!«

»Das ist mir bekannt, und ich will zu dem Mann, der diese Station leitet!«

»Das ist im Moment nicht möglich. Inspektor Bogarde ist beschäftigt. Sie werden mir sagen, was Sie wollen.«

Draußen rumpelte und polterte es.

»Was fällt Ihnen ein, Sir?« rief der Desk Sergeant, und dann flog die Tür auf.

Ein hünenhafter Kerl mit silberglänzendem Haar stampfte in Inspektor Bogardes Büro. Der Leiter der Polizeidienststelle überlegte gerade, welche Befehle er seinen Leuten erteilen sollte, damit man auch des anderen Ungeheuers habhaft wurde.

Der große, breitschultrige Mann richtete seine perlmuttfarbenen Augen auf den Revierleiter, der hinter seinem Schreibtisch saß. Sterling Wasson hatte er inzwischen nach Hause geschickt.

»Inspektor Bogarde?« fragte der Zwei-Meter-Mann.

Efrem Bogarde starrte ihn wütend an. »Was fällt Ihnen ein, so in mein Büro zu platzen?«

»Ich komme morgen mal vorbei und klopfe an, wenn Sie soviel Wert darauf legen. Ich bin Mr. Silver. Ich muß mit den beiden Männern reden, die dieses Ungeheuer gesehen haben.«

»Diese Männer sind nicht mehr hier. Wieso müssen Sie mit ihnen reden?«

Der Ex-Dämon ging auf die Frage nicht ein. Er bemerkte die kaum verwischten Kampfspuren in Efrem Bogardes Büro und fragte eindringlich: »Was ist hier passiert, Inspektor?«

»Woher wissen Sie von dem Ungeheuer und von den beiden Männern? Wer hat Sie informiert? Es muß einer meiner Männer gewesen sein. Nennen Sie mir den Namen.«

»Erstens kenne ich den Namen nicht, und zweitens würde ich ihn Ihnen nicht verraten, damit Sie dem Mann keine Schwierigkeiten machen können. Nehmen Sie's einfach als gegeben hin, daß ich Bescheid weiß, und sagen Sie mir, was vorgefallen ist! Ich denke, Sie brauchen meine Hilfe!«

»Wie spielen Sie sich hier denn auf?« wetterte der Inspektor. »Wir sind auf niemandes Hilfe angewiesen.«

»Ich wette dagegen.«

»Sind Sie von der Presse? Wenn Sie denken, sich auf diese verrückte Weise eine Sensationsstory verschaffen zu können, haben Sie sich gründlich geschnitten, Mr. Silver. Und jetzt verschwinden Sie, bevor ich Sie wegen ungestümen Benehmens festnehmen lasse.«

»Sie, haben Schwierigkeiten. Ich seh's Ihnen an.«

»Für wen halten Sie sich, he? In welcher Irrenanstalt werden Sie vermißt?«

Der Hüne witterte plötzlich eine Gefahr. Er spürte die Nähe eines schwarzen Wesens und richtete seinen Blick auf jene Tür, durch die Roderick Luxon zur Ausnüchterungszelle gebracht worden war.

Efrem Bogarde schien vorherzusehen, was Mr. Silver beabsichtigte. Er schüttelte den Kopf. »Daraus wird nichts. Durch diese Tür werden Sie nicht gehen!«

»Dahinter braut sich etwas zusammen.«

»Gleich reißt mein Geduldsfaden, Mr. Silver!« warnte der Inspektor den Ex-Dämon. Unsinn, dachte er. Es kann sich nichts mehr zusammenbrauen. Meine Männer haben das Ungeheuer erschossen.

»Das ist ein Irrtum, Inspektor«, sagte der Hüne.

»Was?« fragte Bogarde ärgerlich.

»Was Sie soeben gedacht haben.«

Efrem Bogarde schaute den Hünen geringschätzig an. »Wollen Sie mir weismachen, Sie könnten Gedanken lesen?«

»Das kann ich. Sie dachten: ›Unsinn, es kann sich nichts mehr zusammenbrauen. Meine Männer haben das Ungeheuer erschossen.‹«

Der Mann ist mir unheimlich, durchzuckte es den Inspektor.

»›Der Mann ist mir unheimlich‹«, sprach Mr. Silver aus, was Efrem Bogarde gedacht hatte.

Er steckt vielleicht mit diesen Ungeheuern unter einer Decke! dachte Bogarde.

»Nein, das tue ich nicht. Ich stehe auf Ihrer Seite, Inspektor«, sagte Mr. Silver und begab sich zu der geschlossenen Tür. Bogarde protestierte zwar, aber Mr. Silver kümmerte sich nicht darum. Er riß die Tür auf und rannte zur Ausnüchterungszelle, vor der ein versteinerter Polizist lag.

Die Zellentür war offen, drinnen befand sich niemand. Noch eine offene Tür fiel dem Ex-Dämon auf: Jene, die in den Hof führte.

Er spürte ganz frische Spuren, und sie stammten von *zwei Gorgonen*!

***

Hastig machte der Ex-Dämon kehrt. Diesmal brachte er den Inspektor dazu, zu erzählen, was sich ereignet hatte.

»Sie dachten, einen Sieg über das Ungeheuer errungen zu haben«, sagte Mr. Silver rasch, nachdem Efrem Bogarde geendet hatte, »aber das war ein Irrtum.«

»Ein Irrtum? Roderick Luxon liegt tot in seiner Zelle.«

»Schon wieder ein Irrtum«, sagte Mr. Silver trocken.

»Der Mann liegt nicht in der Ausnüchterungszelle?«

»Die Gittertür ist aufgebrochen, der Mann ist weg. Jemand hat ihn rausgeholt. Die Tür, die in den Hof führt, ist ebenfalls aufgebrochen.«

»Aber das ist unmöglich.«

»Glauben Sie mir, Inspektor, in diesem Fall ist nichts unmöglich. Hier sind Mächte am Werk, von denen Sie mit Sicherheit noch nie gehört haben.«

»Und mit denen wollen Sie sich anlegen?«

»Ich bin gegen sie besser gewappnet als Sie«, behauptete der Ex-Dämon, und allmählich hielt ihn Efrem Bogarde nicht mehr für verrückt. Dieser Hüne schien zu wissen, wovon er sprach.

Mr. Silver wollte wissen, wohin man über den Hof gelangte.

»In ein Altersheim«, sagte der Inspektor. »Es gibt eine gemeinsame Zufahrt. Der Leichenwagen benutzt sie, wenn ein verstorbener Insasse abzuholen ist. Man macht das immer so unauffällig wie möglich.«

»Wie viele Personen befinden sich in diesem Heim?« wollte Mr. Silver wissen.

»Etwa siebzig«, antwortete Efrem Bogarde. »Die Zahl schwankt. Bei so vielen alten Menschen ist das ein ständiges Kommen und Gehen.«

»Wer leitet das Heim?«

»Max Eaton. Ein unsympathischer, habgieriger Kerl. Nennt sich großspurig Direktor, und läßt sich auch von allen mit diesem Titel anreden. Die alten Menschen haben kein leichtes Leben, wenn sie nicht tun, was er will. Angeblich hat er schon eine Menge alter Leute beerbt. Es ist ein offenes Geheimnis, aber man kann nichts dagegen tun, denn Max Eaton ist so clever, daß man ihm nichts nachweisen kann.«

»Wenn wir Pech haben, wird der Tod heute nacht mehr denn je in diesem Altersheim umgehen«, sagte Mr. Silver.

»Das wird Eaton sehr recht sein.«

»Rufen Sie ihn trotzdem an. Man muß ihn warnen.«

»Was soll ich ihm sagen? Die Wahrheit? Er wird denken, jemand macht sich einen Scherz mit ihm.«

»Dann lassen Sie mich mit ihm reden. Ich kann dafür sorgen, daß er mir glaubt.«

»Sagen Sie, gibt es eigentlich etwas, das Sie nicht können, Mr. Silver?«

»Aber ja«, sagte der Ex-Dämon. »Ich kann zum Beispiel nicht fliegen.«

***

»Sein Anblick bricht einem das Herz«, sagte ich, während ich mir Pater Severins Arm über den Nacken legte. »Komm, Freund. Komm, steh auf!«

»Tony!« zischte in diesem Moment Cruv und wies mit dem Kopf zur Tür. Er schien draußen eine Bewegung wahrgenommen zu haben, aber es bestand kein Grund, sich aufzuregen, denn zur Tür herein kam ein Freund.

Boram.

Der Gnom eilte auf ihn zu. »Du hast Phorkys nicht gefunden, hm?«

»Doch«, antwortete der Nessel-Vampir rasselnd und hohl.

»Du hast Phorkys entdeckt?« fragte ich.

»Ja, Herr«, sagte der weiße Vampir.

Ich seufzte.
»Mußt du mich immer ›Herr‹ nennen?«
»Ich möchte es, Herr.«
»Gelang es dir, Phorkys zu stellen?«
»Wir haben gekämpft«, sagte Boram.
»Und?« fragten Cruv und ich zugleich. Wir schauten den Nessel-Vampir gespannt an. Boram berichtete trocken und ohne jede Ausschmückung, was sich ereignet hatte.
»Der langen Rede kurzer Sinn: Phorkys konnte entkommen«, faßte ich zusammen. »Und nun wird er sich rächen wollen. Du mußt in Zukunft gut auf dich aufpassen.«
»Ich habe keine Angst vor Phorkys«, behauptete Boram. »Ich wünsche mir sogar eine nochmalige Begegnung.«
»Zu der kann es unter Umständen früher kommen, als du denkst«, sagte ich und führte Pater Severin aus dem Raum. Sein Blick war ins Leere gerichtet. Man konnte mit ihm anstellen, was man wollte. Ihm war alles egal. Er begriff nichts mehr. Armer Severin. Er schien für die Menschen, die ihn liebten und für deren Seelenheil er Verantwortlich gewesen war, verloren zu sein.
Dieser Pater Severin konnte niemandem mehr helfen.
Dieser Pater Severin brauchte selbst Hilfe.
Ich brachte ihn in sein Schlafzimmer. Ein Mann wie ein Baum, mit den Kräften eines Bären… Was war aus ihm geworden? Ein hilfloser Mensch, der nicht einmal mehr wußte, daß er existierte.
Ich brachte ihn zu Bett.
Cruv kam. »Mr. Silver hat angerufen«, sagte der Gnom. »Auf dem Polizeirevier hat es einen Toten gegeben.« Er erzählte, was mit Roderick Luxon passiert war und welches Ende Sergeant Durea genommen hatte.
»Dann gibt es also zwei Schlangenhäuptige«, sagte ich und verließ mit dem Kleinen Pater Severins Schlafzimmer. »Luxon und dieses Weib, das Phorkys hier geschaffen hat.«
»Mr. Silver witterte zwei Spuren in der Polizeistation«, berichtete Cruv weiter. »Die Frau hat Luxon aus der Zelle geholt. Beide Schlangenhäuptigen haben das Gebäude durch die Hintertür verlassen, und nun ist zu befürchten, daß sie im angrenzenden Altersheim den Tod säen. Mr. Silver braucht Unterstützung.«
»Die soll er bekommen«, sagte ich.
Für Pater Severin konnten wir im Moment nichts tun. Er würde schlafen, und vielleicht würde es ihm guttun. Vielleicht erholte er sich bis morgen früh ein wenig.
Ich klammerte mich an diese Hoffnung wie ein Ertrinkender an den Strohhalm.
Mit Cruv und Boram verließ ich das Pfarrhaus, vor dem Tucker

Peckinpahs Rolls-Royce stand.
Cruv warf mir die Wagenschlüssel zu.
Wir stiegen ein und fuhren los.

***

Die Schlangenhäuptigen hatten die Polizeistation verlassen. Roderick Luxon sah ziemlich mitgenommen aus, doch er blutete nicht.
Das Gift der Phorkys-Schlange hatte ihn nicht nur zum Ungeheuer gemacht, sondern ließ, ihn auch widerstandsfähig werden. Die Polizisten hatten ihn zwar niedergeschossen, aber er hätte sich auch wieder erhoben, wenn die Gorgone ihn nicht aufgesucht hätte.
Er hatte jetzt eine Schwester.
Eine Schwester im Bösen.
Sie schlichen durch den dunklen Hof. Fahles Mondlicht fiel auf Luxons Gesicht. Entsetzlich sah er aus.
Luxon und die Frau mußten nicht viel reden. Es stand für sie beide fest, daß die Partnerschaft, die sie heute eingegangen waren, ewig halten würde.
Ein Duo des Grauens waren sie geworden, und das wollten sie für alle Zeiten bleiben, denn gemeinsam waren sie doppelt gefährlich. Einer ergänzte den andern, und sollten sie angegriffen werden, konnten sie sich gemeinsam besser verteidigen als jeder für sich allein.
Sie erreichten eine verputzte Mauer. Eine Gittertür versperrte ihnen den Weg. Die Frau brach das Schloß mit ihrer magischen Kraft auf.
Roderick Luxon beneidete sie um diese Kraft, die ihm nicht zur Verfügung stand. Er wollte wissen, wieso sie besser gewappnet war als er.
Sie erklärte ihm, von wem sie die Kraft bekommen hatte, und er hörte zum erstenmal den Namen Phorkys. Wie der Vater der Ungeheuer aussah, wußte er, denn er war ihm als Mensch ja begegnet.
Ohne diese Begegnung wäre er nicht das geworden, was er nun war.
»Werde ich Phorkys wiedersehen?« fragte Luxon.
»Kann sein«, antwortete die Frau. »Du kannst ihn ja darum bitten. Vielleicht erfüllt er dir deinen Wunsch,«
Sie durchschritten einen schmalen Gartenstreifen. Hohe dichte Büsche säumten den mit Waschbetonplatten belegten Weg. Hier wurden die Verstorbenen aus dem Altersheim entlang getragen. Dies war ihr allerletzter Weg.
Luxon wollte das Leichtmetalltor öffnen, durch das man in das Altersheim gelangte, doch es war abgeschlossen. Er trat beiseite, um seine Schwester an das Tor zu lassen.
Augenblicke später waren sie drinnen.
Und siebzig Menschen schwebten in tödlicher Gefahr.

***

Ty Alexander war achtzig. Ein alter, gebrechlicher, einsamer Mann, spindeldürr, mit eingesunkenen Wangen und hohen, kantigen Backenknochen und zwei Reihen zu großer falscher Zähne.

Er war schon ein wenig verkalkt, erzählte manchmal zweimal hintereinander dasselbe, weil er sich nicht erinnern konnte, daß er es schon mal gesagt hatte.

Trotz seines hohen Alters hielt er sich kerzengerade, und er hatte noch eine erstaunlich kräftige Stimme. Er war Schauspieler gewesen, hatte in vielen Lustspielen mitgewirkt, die heute noch oft im Fernsehen liefen. Er schaute sie nicht an, denn es war schmerzlich für ihn, sich selbst zu sehen, jung und vital, temperamentvoll und das Publikum zu Lachstürmen hinreißend.

Als seine Frau starb, war er siebzig, und er bekam schwere Depressionen. Er konnte nicht mehr spielen, unternahm einen Selbstmordversuch, der mißlang, und verbrachte eine Zeitlang in einer Nervenklinik.

Mit zweiundsiebzig versuchte er ein Comeback, doch die Zeit hatte ihn überrollt. Neue Kollegen waren da, die sich von ihm nicht verdrängen lassen wollten.

Das Fernsehstück, in dem er mitwirkte, wurde ein Flop, und von da an wollte niemand mehr in der Branche etwas von Ty Alexander wissen. Man schrieb ihn ab.

Und er ging ins Altersheim.

Er fand hier ein paar gute Freunde, mit denen er sich eng zusammenschloß. Sie hatten nie Schwierigkeiten mit Max Eaton. Der Heimleiter ließ sie in Ruhe. Sie hatten gewissermaßen eine Sonderstellung.

Nach und nach klopfte der Tod bei Ty Alexanders Freunden an. Einen nach dem anderen holte er fort, den letzten vor vierzehn Tagen, und nun war Ty Alexander allein. Er zog sich zurück und kapselte sich ab.

Der alte Schauspieler saß in seinem Zimmer und las in Shakespeares gesammelten Werken. Seine Augen waren schon schwach. Er brauchte dicke Brillen zum Lesen, aber er hörte noch erstaunlich gut, deshalb entging ihm auch das Geräusch nicht, das plötzlich durch die Stille geisterte.

Schritte näherten sich seiner Tür. Er hob den Kopf und nahm die Brille ab. Mit Daumen und Zeigefinger massierte er die Nasenwurzel. Er legte das Buch weg und erwartete, daß gleich jemand an die Tür klopfen würde.

Vielleicht brauchte einer der Heiminsassen etwas.

Die Schritte verstummten.

Ty Alexander griff nach seinem Stock. In letzter Zeit waren seine Beine schwach geworden. Als er einmal beinahe gestürzt wäre, hatte

er sich den Stock zugelegt, um beim Gehen etwas mehr Sicherheit zu haben.
Ächzend erhob sich der greise Schauspieler.
Sonderbar, die Schritte waren nicht mehr zu hören. Folglich stand jetzt jemand vor der Tür.
Alexanders Augenbrauen zogen sich böse zusammen und zitterten nervös. Wer lauschte an seiner Tür? Ein Dieb? Es kam hin und wieder vor, daß einer der Heiminsassen bestohlen wurde. Max Eaton bestritt das zwar energisch, doch die alten Leute ließen sich davon nicht abbringen. Es gab einen Dieb unter ihnen.
Direktor Eaton behauptete, die alten Menschen wären nicht mehr ganz klar im Kopf, würden dies oder jenes irgendwohin legen und vergessen, und wenn sie ihr Eigentum dann nicht fanden, sprachen sie von Diebstahl und riefen nach der Polizei, die Eaton aber nicht ins Haus holte. Er hatte ein gestörtes Verhältnis zu ihr, und es war ihm unangenehm genug, die Polizisten in allernächster Nachbarschaft zu haben.
Ty Alexander hatte sich geschworen, mit dem Stock hart und unbarmherzig zuzuschlagen, wenn sich jemand an seinem Eigentum vergreifen wollte.
Er war zwar schon gebrechlich, aber dieses eine Mal würde er in seinem Zorn über sich selbst hinauswachsen, davon war er überzeugt.
Langsam näherte sich der greise Schauspieler der Tür.
Mir nimmt niemand etwas ungestraft weg! dachte er grimmig.
Er drückte die Klinke langsam nach unten. Dumpf hallten Stimmen durch das Haus. Ein Großteil der Heimbewohner befand sich im Fernsehraum und schaute sich einen Monumentalfilm aus Hollywoods besten Tagen an.
Jetzt öffnete der greise Schauspieler die Tür ganz und trat entschlossen aus dem Zimmer…

***

Man konnte behaupten, sie hatten sich gesucht und gefunden: Max Eaton und Heather Connelli.
Er: ein rücksichtsloser, hartherziger, habgieriger Schurke. Sie: ein Flittchen, das nur auf ihren eigenen Vorteil aus war.
Eaton sah großartig aus. Sein Gesicht war gesund gebräunt, er war schlank und hatte dichtes jettschwarzes Haar, das immer sehr, sehr korrekt gekämmt war. Jede Strähne lag an ihrem Platz. Dunkel, fast schwarz waren seine Augen, und wenn er lächelte, entblößte er Zähne, die so regelmäßig und weiß waren, daß manche sie nicht für echt hielten, aber das waren sie.
Heather Connelli war jung, ungemein schmal und beweglich in der Taille, hatte gewelltes blondes, schulterlanges Haar und einen

hübschen, herzförmigen Mund.

Wie ein Engel sah sie aus. Deshalb fiel es ihr auch so leicht, die Menschen zu täuschen. Kaum ein Mädchen war weiter davon entfernt, ein Engel zu sein, als sie. Heather hatte keine Skrupel und war genauso rücksichtslos wie ihr Freund.

Sie arbeitete als Krankenschwester und Betreuerin im Altersheim - und nebenbei war sie Direktor Eatons leidenschaftliche Geliebte, die für jedes Spielchen zu haben war.

Sie hatten zusammen eine Flasche Wein geleert. Ein edler Tropfen war es gewesen, gehaltvoll und süffig, ein wenig süß und so stark, daß das Mädchen davon leicht beschwipst war.

Sie befanden sich in Eatons Büro, das gleichzeitig auch als dessen Wohnzimmer diente. Nebenan befand sich sein Schlafzimmer, in dem Heather schon einige ereignisreiche Nächte verbracht hatte.

Sie selbst hatte ein eigenes Zimmer im Haus, um Tag und Nacht zur Verfügung zu stehen, wenn sie gebraucht wurde. Am liebsten war es ihr natürlich, wenn Max sie brauchte.

Der Wein, der ihr in den Kopf gestiegen war, machte sie übermütig. Sie summte ein Lied und tanzte dazu durch den Raum, bewegte sich mit der Geschmeidigkeit einer Raubkatze, wiegte die wunderbaren breiten Hüften, hob das lange Haar und ließ es wie einen Vorhang über die Augen fallen.

Sie tanzte auch um Eatons Schreibtisch herum und fragte: »Weißt du, worauf ich jetzt Lust hätte?«

Er grinste. »Ich kann es mir vorstellen. Ich weiß, woran du denkst, Baby. Ich weiß es immer. Weil du kleines Luder immer nur daran denkst. Du bist unersättlich.«

»Tu nicht so, als würde dir das nicht gefallen«, sagte sie und schlüpfte aus den Schuhen. In Strümpfen schritt sie über den weichen Teppichboden. Langsam kam sie auf ihn zu. Ihre Zunge glitt über die sinnlich aufgeworfenen Lippen, und sie lächelte ihn so verführerisch an, daß in seinem Nacken ein angenehmes Prickeln entstand.

Einen Schritt vor ihm blieb sie stehen. Ihr junger, gut gebauter Körper bog sich ihm entgegen, und ihre vollen Brüste drohten die Bluse zu sprengen.

Heather schaute ihm tief in die Augen, während sie anfing, die Blusenknöpfe zu öffnen. Nach dem zweiten Knopf wurden die hübschen Rundungen sichtbar.

Das Mädchen ließ die Hände sinken.

»Was ist?« fragte Max Eaton. »Warum hörst du auf? Warum machst du nicht weiter?«

»Möchtest du das denn, Direktorchen?«

»Dumme Frage. Natürlich.«

»Warum machst du nicht weiter? Ich glaube, das würde mich auf

Touren bringen.«

»Du bist doch schon in Fahrt. Ich seh's dir an«, sagte Eaton und griff nach der Bluse. Als seine Finger ihre Brüste berührten, war er wie elektrisiert. Am liebsten hätte er ihr die Bluse vom Leib gerissen. Mühsam beherrschte er sich, und seine Finger zitterten vor Aufregung, während er einen Knopf nach dem anderen aufmachte, und dann griff er mit beiden Händen hinein.

Weich, warm, sanft nachgebend war ihr Fleisch. Er berührte Heather nicht zum erstenmal, aber es war immer wieder überwältigend für ihn.

Sie schmiegte sich an ihn, preßte ihren Busen gegen seine Rippen, und ihm wurde der Atem knapp. »Mädchen wie du sind dünn gesät«, behauptete er. »Du hast einen gewaltigen Schuß Sex mitbekommen.«

Sie kicherte. »Dafür gingen andere leer aus.« Heather drehte sich und faßte ungeniert nach seinem Gürtel.

Er lachte. »Heute brauchst du's mal wieder dringend, wie?«

»Ich hoffe, du wirst dem Rechnung tragen, Direktorchen.«

»Ich werde mir Mühe geben.«

Sie öffnete die Gürtelschnalle und zog das Leder durch die Schlaufe. Dann öffnete sie den Knopf. Er beugte sich zu ihrem Busen hinunter, und sie hob ihm die nackten Brüste heftig atmend entgegen.

Da schlug plötzlich das Telefon auf dem Schreibtisch an. Das schrille, nüchterne Läuten riß Max Eaton und Heather Connelli förmlich auseinander.

»Verdammt!« stieß er keuchend hervor und richtete sich auf.

»Laß es läuten«, sagte sie, ganz Unvernunft, und griff mit beiden Händen nach seinem Kopf. Sie wollte ihn wieder zu sich herunterziehen, doch er ließ es nicht zu.

Er brachte seine Kleidung in Ordnung, als stünde ein Bildtelefon auf dem Schreibtisch. »Es kann was Wichtiges sein«, bemerkte er.

»Was ist wichtiger als das, was wir vorhaben?« fragte sie schmollend.

»Das können wir später immer noch tun«, gab er schmunzelnd zurück. »Die Vorfreude ist bekanntlich die schönste Freude.«

»Mach schnell. Ich bin nicht gut im Warten.«

Er griff nach dem Hörer. »Direktor Eaton«, meldete er sich mit selbstsicherer Stimme.

Am anderen Ende meldete sich ein Inspektor Bogarde.

Max Eaton hielt die Sprechmuschel zu. »Polizei«, sagte er zu Heather. Und in die Membrane: »Was kann ich für Sie tun, Inspektor Bogarde?«

»Sie und Ihre Heimbewohner sind in Gefahr!«

»Das ist nicht Ihr Ernst, Inspektor. Welche Art von Gefahr sollte den Insassen eines Altersheims schon drohen?«

»Einen Augenblick, Direktor Eaton, ich übergebe an Mr. Silver, und ich bitte Sie, ihm ganz genau zuzuhören. Im Vorhinein möchte ich

Ihnen schon versichern, daß jedes Wort, daß Sie gleich hören werden, wahr ist.«

»Sie beunruhigen mich, Inspektor.«

»Genau das ist meine Absicht.«

Es entstand eine kurze Pause, dann kam eine kräftige Stimme durch die Leitung. Max Eaton merkte nicht, daß noch etwas mitkam: Silbermagie. Ohne sie hätte der Direktor dem Ex-Dämon wohl kaum geglaubt, was dieser erzählte. Da war von schlangenhäuptigen Ungeheuern die Rede, deren Anblick versteinerte und die sich gewaltsam Einlaß in das Altersheim verschafft hatten.

Jeder, der ihnen in die Augen sah, war verloren!

Es klang wie eine verrückte Geschichte, aber Max Eaton glaubte sie dem Ex-Dämon. »Was soll ich tun?« fragte er.

»Ich nehme an, in Ihrem Heim gibt es einen Fernsehraum«, sagte Mr. Silver.

»Die meisten Bewohner halten sich zur Zeit dort auf«, entgegnete der Direktor.

»Schaffen Sie alle anderen auch dorthin.«

»Was für einen Grund soll ich ihnen nennen?«

»Sagen Sie ihnen, Sie hätten mit ihnen etwas Dringendes zu besprechen. Bleiben Sie mit den alten Leuten im Fernsehraum, bis die Gefahr bereinigt ist.«

»In Ordnung, Sir.«

Max Eaton legte auf. Heather wollte wissen, was los war. Er sagte es ihr, und sie schaute ihn entgeistert an. »Und das glaubst du? Da macht sich doch jemand einen schlechten Scherz mit dir.«

»Hole alle Alten aus ihren Zimmern!« befahl Max Eaton.

»Mach diesen Blödsinn doch nicht mit, Max.«

»Keine Widerrede«, herrschte der Dirktor das Mädchen an.

»He, Max, komm zu dir. Mach dich doch nicht zum Narren.«

»Verdammt noch mal, tu, was ich sage!« schrie Eaton sie an, und es blitzte wütend in seinen Augen.

»Na schön. Wenn du darauf bestehst«, sagte sie und schloß ihre Bluse. »Aber verstehen kann ich's nicht.«

Jemand klopfte an die Tür. Eaton erstarrte. Seine Augen weiteten sich, und er warf Heather Connelli einen nervösen Blick zu. »Wer ist da?« fragte er dann mit lauter Stimme.

»Ty Alexander, Sir.«

Max Eaton entspannte sich und eilte zur Tür. Er schloß auf und sagte zu dem greisen Schauspieler: »Gut, daß Sie herunterkamen, Mr. Alexander. Bitte begeben Sie sich in den TV-Raum.«

»Wozu?« fragte der alte Mann irritiert. »Ich bin an dem alten Hollywoodschinken nicht interessiert.«

»Sie sollen auch nicht fernsehen. Ich möchte eine kurze Rede halten.«

»Eine Ansprache? Um diese Zeit? Im Fernsehraum?«
»Die Sache ist sehr wichtig und duldet keinen Aufschub, Mr. Alexander.«
Der Schauspieler zuckte mit den knöchernen Schultern. »Eigentlich bin ich heruntergekommen, weil ich glaube, daß da jemand durchs Haus schleicht. Ich wollte Ihnen das melden und Sie bitten, nach dem rechten zu sehen.«
»Das mache ich. Vielen Dank, Mr. Alexander. Und nun begeben Sie sich bitte in den TV-Raum.«
»Na, meinetwegen«, sagte Ty Alexander und tappte, auf seinen Stock gestützt, davon.
»So«, sagte Max Eaton. »Und nun sind wir dran. Du hast es gehört. Solltest du den beiden begegnen, darfst du ihnen unter gar keinen Umständen in die Augen sehen.«
»Also ich hab' ja schon viel Quatsch gehört, aber so etwas Idiotisches noch nie«, sagte Heather Connelli. »Ein Mann und eine Frau mit Schlangen auf dem Kopf!«
Sie war von Mr. Silver nicht präpariert worden, deshalb glaubte sie die Horrorgeschichte nicht, aber sie gehorchte und eilte davon, um die alten Menschen aus ihren Zimmern zu holen.
Eaton unterstützte sie dabei, und bald befanden sich alle Heimbewohner im Fernsehraum. Sicherheitshalber wollte der Heimleiter aber noch einmal in allen Zimmern nachsehen, ob sie tatsächlich leer waren.
Das hätte er bleiben lassen sollen, denn dadurch ging er den Gorgonen in die Falle!

***

Wir trafen bei der Polizeistation ein. Boram zeigte »Auflösungstendenzen«, damit man ihn nicht sehen konnte. Cruv sprang aus dem Rolls Royce, sobald ich den Zündschlüssel abgezogen hatte. Der Gnom hielt seinen schwarzen Ebenholzstock mit beiden Händen fest, als rechnete er mit einem Gorgonen-Angriff.
Mr. Silver trat aus einer finsteren Einfahrt und winkte uns zu sich. Wir eilten auf ihn zu.
»Wo ist Boram?« fragte der Ex-Dämon.
»Spürst du seine Nähe nicht?« fragte ich zurück.
»Ach ja«, sagte der Hüne und blickte in die Richtung, in der sich der lockere Nesseldampf befand. »Hört zu, ich habe mich inzwischen ein bißchen genauer umgesehen. Es besteht kein Zweifel, daß sich die Gorgonen im Altersheim befinden.« Er legte mir die Hand auf die Schulter. »Cruv hat mir von Pater Severin erzählt, Tony. Ich werde versuchen, ihm zu helfen, wenn wir das hinter uns haben. Die Polizei wird sich aus der Sache heraushalten. Inspektor Bogarde hat mir den

Fall überlassen.«

»Freiwillig?« fragte ich.

»Nun, sehr viel brauchte ich nicht nachzuhelfen. Der Inspektor weiß ohnedies weder aus noch ein. Er ist froh, daß sich jemand um die Angelegenheit kümmert, der in diesen Dingen mehr Erfahrung hat als er.«

Der Ex-Dämon führte uns in den Hof, der sowohl zur Polizeistation als auch zum Altersheim gehörte. Boram wurde wieder sichtbar. Um kämpfen zu können, mußte er das Nesselgift verdichten. Wenn seine Gestalt so »dünn« war, daß man durch sie hindurchsah, hatte das Nesselgift zu wenig Kraft.

Mr. Silver teilte uns mit, was er veranlaßt hatte.

Alle Heiminsassen befanden sich inzwischen im Fernsehraum. Das Gebäude gehörte uns! Wir mußten es nur noch sauberfegen.

***

Max Eaton öffnete jede Zimmertür, nachdem er kurz angeklopft hatte. Er stieß die Türen auf, warf einen Blick in den Raum und ließ die Tür offen.

Von Zimmer zu Zimmer eilte er. Was Mr. Silver gesagt hatte, wirkte noch in ihm nach. Die Worte des Mannes hatten großen Eindruck auf ihn gemacht, und er zweifelte keinen Moment daran, daß es die Wahrheit war.

Wieder klopfte er an eine Tür. Dann ließ er die Hand auf die Klinke fallen und gab der Tür einen Stoß. Sie schwang auf, und da stand jemand im Raum.

Aber es war kein Greis!

Ein vierschrötiger junger Mann war es - mit Schlangen auf dem Kopf! Nicht in die Augen! schrie es sofort in ihm. Du darfst ihm nicht in die Augen sehen, sonst bist du verloren! Sein Blick ist tödlich!

Er hob die Hände, als wollte er sein Gesicht schützen. Rückwärtsgehend wollte er sich in Sicherheit bringen. Roderick Luxon stand reglos da. Er folgte dem Heimleiter nicht.

Das war nicht nötig, denn vier Schritte hinter Max Eaton war die schlangenhäuptige Frau aufgetaucht, und mit jedem Schritt, mit dem sich Eaton von Luxon entfernte, näherte er sich der anderen Gefahr.

Kalter Schweiß brach ihm aus allen Poren. Nach wie vor hatte er die Hände gehoben. Wieder machte er einen Schritt, und noch einen.

Dann ließ er die Hände sinken, ohne Roderick Luxon anzusehen. Umdrehen und wegrennen, das wollte Max Eaton, doch die Flucht sollte ihm nicht glücken.

Er wirbelte herum, aber er konnte nicht mehr starten, denn der Schock traf ihn furchtbar hart. Er prallte mit einem krächzenden Schrei zurück, als er die häßliche Gorgone erblickte, und vergaß in

seiner Panik, den Kopf von ihr abzuwenden.

Er starrte direkt in die grünen Mörderaugen. Voller Entsetzen begriff er, was er tat, und er wollte den Blick sogleich von ihr losreißen, doch ihre entsetzlichen Augen hielten ihn fest.

»Stirb!« zischte die Gorgone. »Stirb!«

Max Eaton spürte einen harten Schmerz in der Kehle.

Er wollte um Hilfe schreien, doch die Stimmbänder brachten keinen Ton zustande.

Die Versteinerung ließ seine Zehen erstarren, kroch in den Beinen hoch, stieg höher. Bald würde sie sein Herz erreicht haben.

Dann ist es aus; dachte er, während sich sein Gesicht grau verfärbte.

Und schließlich hörte sein Herz zu schlagen auf…

***

Ich halte sehr viel von rationeller Arbeitsteilung, denn damit erreicht man in den meisten Fällen sehr viel. Während sich Cruv und Boram in den Keller begaben, nahm sich Mr. Silver das Erdgeschoß vor.

Er würde auch einen Blick in den Fernsehraum werfen, um sich davon zu überzeugen, daß es den alten Leuten gutging. Und für mich blieb das Obergeschoß.

Ich stürmte die Treppe hinauf. Es hätte auch einen Lift gegeben, doch den beachtete ich nicht. Am oberen Treppenende angekommen, holte ich meine drei magischen Wurfsterne aus der Tasche.

Ich wollte hier nicht mit dem *Colt* Diamondback herumballern und die alten Menschen zu Tode erschrecken. Der Kampf gegen die Gorgonen sollte nach Möglichkeit in aller Stille ablaufen, damit die Heiminsassen nichts davon mitbekamen.

Irgend jemand von uns würde auf die schlangenhäuptigen Monster stoßen. Entweder Boram und Cruv im Keller, oder Mr. Silver im Erdgeschoß, oder ich hier oben…

Kein Geräusch durfte mir entgehen. Vor mir lag ein langer Flur - links und rechts Türen, alle offen.

Zuerst war ich gerannt, nun ging ich langsam, damit mich die Gorgonen nicht überraschen konnten. Es hatte keinen Sinn, schnell zu sein und die Gefahr zu übersehen. Das hätte sich bitter gerächt.

Ich war bereit, den ersten Silberstern zu schleudern. Mein Handgelenk war angewinkelt, mein Herz schlug heftig gegen die Rippen. Ich warf in jeden Raum einen gewissenhaften Blick. Nichts. Nichts. Nichts…

Der Flur knickte nach rechts, und als ich um die Ecke bog, war mir, als hätte ich ein stromführendes Kabel berührt.

Mitten im Flur stand ein Mann!

Ein toter Mann!

Versteinert!

***

Sein Gesicht war in Angst und Panik verzerrt. Die Gorgonen waren hier oben gewesen!

Oder waren sie es noch?

Meine Nerven strafften sich spürbar, und plötzlich merkte ich, daß sie hinter mir waren. Die Geräusche, die sie verursachten, verrieten es mir.

Einmal schon hatte ich dieses schlangenhäuptige Weib hinter mir gehabt, und ich hatte im Teich ihr grauenerregendes Spiegelbild gesehen.

Diesmal sah ich sie nicht, aber ich hörte und fühlte sie. Beide Gorgonen nahmen Einfluß auf meinen Geist. Sie wollten mich zwingen, mich umzudrehen und sie anzusehen.

Ich tat ihnen den Gefallen.

Ganz langsam wandte ich mich um. Schweißtröpfchen bedeckten meine Stirn, denn ich wußte, was für mich auf dem Spiel' stand. Ein Blick in die Augen der Ungeheuer, und ich kam *davon* nicht mehr los.

Kaum jemand wußte besser Bescheid über diese schwarzen Wesen als ich. Schließlich kämpfte ich seit Jahren gegen die Ausgeburten der Hölle.

Sie hatten alle irgendeine Spezialität, und die der Gorgonen sollte mir nicht zum Verhängnis werden. Wenn man um die Gefährlichkeit eines Feindes Bescheid weiß, ist er nicht mehr ganz so gefährlich, das ist eine alte Weisheit.

Ich wußte, was mir blühte, wenn ich den Gorgonen in die Augen sah, deshalb starrte ich ihnen nur auf die Füße, und ich wich zurück. Sie folgten mir, Schritt um Schritt.

Mein Blick blieb weiterhin auf ihre Füße geheftet. Ich zog mich in eines der Zimmer zurück. Auf einer alten Kommode lag ein Handspiegel.

Den griff ich mir blitzschnell, und dann schaute ich den Schlangenhäuptigen in die Augen, aber durch den Spiegel, denn das war ungefährlich.

Wen sollte ich zuerst erledigen? Den Mann oder die Frau? Weit waren ihre Augen aufgerissen.

Und plötzlich zeigte mir der Spiegel neben dieser Scheußlichkeit auch etwas Erfreuliches!

Ich sah Boram, und als ich den Spiegel etwas kippte, bemerkte ich auch den kleinen Cruv, der soeben seinen Stock hob. Noch befanden sich die magisch geladenen Spitzen im hohlen Ebenholz, aber Cruv legte soeben die Finger um den großen Silberknauf.

Und dann überstürzten sich die Ereignisse.

Boram griff den Mann an!

Der Nessel-Vampir warf sich auf Roderick Luxon, und dieser stieß

einen entsetzten Schrei aus. Verstört wollte er die ätzenden Hände abschütteln, aber Boram ließ nicht los - und Gorgonen-Kraft ging auf ihn über.

Luxon schlug wie von Sinnen um sich. Bei Boram hatte sein Todesblick keine Wirkung. Es war ihm zwar gelungen, sich umzudrehen, aber nun hatte ihn der Nessel-Vampir noch fester im Griff.

Boram zwang den Schlangenhäuptigen in die Knie. Er beugte sich über ihn, und es hatte den Anschein, als würde der weiße Vampir einen Dampfmantel über seinen Gegner breiten.

Gierig saugte Boram die schwarze Energie in sich auf. Davon lebte er. Sie machte ihn stark. Die schwarzen Kräfte waren seine Nahrung. Er konnte tage-, ja wochenlang ohne sie auskommen, aber dann mußte er wieder schwarze Energie trinken, um kampfstark zu bleiben.

Roderick Luxon verlor sein schwarzes Leben an Boram .

Und während dies geschah, kümmerten sich Cruv und ich um das Horror-Weib.

Als Luxon zum erstenmal aufschrie, drehte sich die Schlangenhäuptige zu ihrem Höllenbruder um. Da klickte hinter ihr Metall: Cruvs magischer Dreizack war einsatzbereit.

Bevor der Gnom damit zustoßen konnte, wollte die Gorgone ihn in ihren Bann schlagen, doch sie sollte keine Chance mehr haben.

Dafür sorgte ich.

Es war nicht mehr nötig, sie durch den Spiegel anzusehen, denn sie hatte sich von mir abgewandt. Ich warf den Handspiegel auf ein Sofa und schleuderte den Silberstern, der die Form eines Pentagramms aufwies. In die Schenkel waren weißmagische Sprüche und Symbole eingraviert, und geweiht waren die Sterne außerdem.

Blinkend schnitt das Silber durch die Luft.

Treffer!

Das Höllenweib heulte auf.

Ich schickte sofort den zweiten Wurfstern auf die Reise und auch noch den dritten, denn ich wollte sichergehen, daß die Gorgone dem Gnom nichts anhaben konnte.

Wie schwer sie angeschlagen war, zeigten die Schlangen, die nicht mehr die Kraft hatten, sich aufzurichten.

Das ekelige Getier auf ihrem Kopf hing baumelnd herab. Noch lebten die Schlangen, aber die geschuppten Strähnen waren im Begriff, zu verenden.

Und Cruv gab der Gorgone mit dem Dreizack den Rest.

Wie vom Blitz getroffen brach das Horror-Weib zusammen. Ihr Schlangenhaar klatschte auf den Boden und regte sich nicht mehr.

***

Der Monumentalfilm war zu Ende. Die greisen Heimbewohner saßen an den Tischen und warteten. Heather Connelli hatte das TV-Gerät abgeschaltet und stand nun ungeduldig daneben.

Wie Max sie vorhin angeschrien hatte, gefiel ihr nicht. Wenn er dachte, mit ihr in diesem Ton herumkommandieren zu können, würde sie ihn eines Besseren belehren müssen. Eine solche Behandlung brauchte sie sich nicht gefallen zu lassen. Sie konnte auch woanders arbeiten, und ein Liebhaber wie Max ließ sich auch wieder finden, das war für sie überhaupt kein Problem.

Ty Alexander erhob sich und tappte mit Hilfe seines Stocks auf sie zu.

»Würden Sie sich bitte wieder hinsetzen, Mr. Alexander?« sagte Heather Connelli, um Freundlichkeit bemüht.

»Wo bleibt Mr. Eaton denn so lange?«

»Er wird gleich hier sein.«

»Wir sind alle in diesem Raum versammelt, wie er es wünscht. Was hat er uns denn so Wichtiges zu sagen? Wissen Sie es?«

»Ja, aber ich möchte nicht vorgreifen«, antwortete Heather.

Max sollte selbst sehen; mit welchen Lügen er sich aus dieser verrückten Situation herausreden konnte. Sie war nicht gewillt, ihm dabei zu helfen.

»Würden Sie wieder Platz nehmen, Mr. Alexander?« sagte sie.

»Mein liebes Kind, ich bin müde, und ich sehe keinen Grund, hier herumzusitzen und auf Direktor Eaton zu warten. Mir genügt es, wenn ich morgen früh erfahre, was er zu sagen hat.«

»Bitte, Mr. Alexander«, sagte das Mädchen eindringlich. »Wenn Sie gehen, möchten sich bestimmt einige andere auch zurückziehen.«

»Nun, dann sollen sie's doch tun.«

»Liebe Güte, seien Sie doch nicht so stur, Mr. Alexander.«

»Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht, Miss Connelli«, sagte der greise Schauspieler gleichmütig und stapfte mit kleinen Schritten los.

Wenn ich ihn gehen lasse, schreit mich Max wieder an, dachte das Mädchen und trat dem Mann in den Weg.

Ty Alexander blickte sie verwundert an. »Darf ich fragen, was das soll, Miss Connelli?«

»Setzen Sie sich!«

Hinter Heather Connelli öffnete sich die Tür.

Endlich! dachte sie, denn sie nahm an, Max würde kommen, aber es war Mr. Silver. Als Heather den kräftigen Hünen sah, bekundete ihr Blick sofort Interesse. Das war ein Mann nach ihrem Geschmack. Gegen den konnte sich Max verstecken. Da sie bisher noch jeden Mann gekriegt hatte, den sie haben wollte, rechnete sie sich auch bei Mr. Silver die besten Chancen aus. Sie straffte ihren Körper und sorgte dafür, daß ihr Busen effektvoll in Mr. Silvers Blickfeld rückte.

Der Ex-Dämon beachtete sie trotzdem nicht. Das ärgerte sie natürlich

maßlos.

»Wer sind Sie?« fragte Heather gekränkt und leicht unterkühlt. »Was wollen Sie?«

»Ich habe vorhin mit Direktor Eaton telefoniert«, antwortete Mr. Silver.

»Ach, dann sind also Sie der Spaßvogel, der…«

»Wo ist Mr. Eaton?«

»Nicht hier. Wir warten alle auf ihn. Mr. Alexander hat keine Geduld mehr. Er möchte auf sein Zimmer gehen.«

Mr. Silver sagte kein Wort. Er schaute Ty Alexander nur an, und der greise Schauspieler meinte: »Nun ja, auf ein paar Minuten mehr oder weniger kommt es mir eigentlich auch nicht mehr an.« Er machte kehrt und nahm wieder Platz.

Heather Connelli schaute den Ex-Dämon erstaunt an. »Wie haben Sie das gemacht? Haben Sie Mr. Alexander behext?«

»Klar. Was dachten Sie denn?« gab der Hüne zurück, und plötzlich witterte er eine große Gefahr.

Es waren nicht die beiden Gorgonen, auf die seine dämonischen Sensoren so heftig ansprachen.

Da steckte mehr dahinter!

Die Bedrohung, die jetzt im Haus war, konnte nur von einem herrühren.

Phorkys mußte eingetroffen sein!

Der Ex-Dämon wirbelte herum.

***

Boram ließ von Roderick Luxon ab.

»Geschafft«, sagte der häßliche Gnom und atmete erleichtert auf.

»Du warst großartig«, sagte ich und ließ meine Wurfsterne wieder in der Tasche verschwinden. »Ich bin froh, daß wir die alten Menschen von dieser schrecklichen Gefahr befreien konnten«, bemerkte der sympathische Knirps. »Grauenvoll, wenn wir nicht rechtzeitig eingegriffen hätten. Alte Leute sind meist hilflos. Die Gorgonen hätten sie innerhalb kürzester Zeit versteinert. Ein Glück, daß ihnen das nicht gelungen ist.«

Mir fiel auf, daß sich die Gorgonen zu verändern begannen. Jetzt wurden sie zu Stein. Haut, Fleisch, Knochen, alles wandelte sich um.

Auch die vielen toten Reptilien.

Es war eine totale Niederlage, die diese Höllenwesen erlitten hatten.

Phorkys' Ungeheuer wurden zu Denkmälern des Schreckens. Selbst jetzt, wo sie nicht mehr gefährlich waren, sahen sie immer noch furchterregend aus.

»Was soll mit diesen Steinfiguren geschehen?« fragte Cruv. »Hier können sie nicht liegen bleiben.«

»Das ist klar. Vielleicht kann Mr. Silver sie mit seinem Feuerblick zerstören«, sagte ich.

Boram war wie immer wortkarg. Ich sah ihm die Kraft an, die er getankt hatte. Der graue Dampf, aus dem er bestand, schien um vieles dichter geworden zu sein.

Cruv half mir, die versteinerten Gorgonen in einen Raum zu schaffen, in dem die Reinigungsgeräte untergebracht waren. Als wir den Raum verließen, stieß Boram plötzlich ein aggressives Fauchen aus, und im nächsten Moment sahen wir, was ihn so wütend machte.

Phorkys war da!

***

Flammen leckten aus seinen Augen. Als Boram das Feuer sah, stutzte er. Feuerzungen, nur daumennagelgroß, lösten sich von Phorkys' Augen und flogen auf den Nessel-Vampir zu.

Boram brachte sich mit einem Satz in Sicherheit. Das Feuer wäre imstande gewesen, die Dampfgestalt zu zerstören. Boram wußte selbstverständlich, was für einen schwachen Punkt er hatte. Deshalb wich er dem Feuer rechtzeitig aus, indem er in eines der Zimmer sprang.

Phorkys kümmerte sich im Moment nicht weiter um ihn. Er nahm Cruv und mich aufs Korn. Seiner Wolfsschnauze entrang sich ein zorniges Knurren, und er fletschte die spitzen, dreieckigen Ghoulzähne.

Er stürmte mit vorgestreckten Tigerkrallen heran.

Cruv ging in Abwehrstellung. Immer wieder mußte ich den großen Mut des Kleinen bewundern.

Ich griff mit beiden Händen nach meinem Hemd und riß es auf, denn Phorkys war nur mit dem Dämonendiskus zu erledigen.

Schon lag die handtellergroße, milchig-silbrige Scheibe frei. Nun mußte ich sie loshaken, wobei sie zu ihrer dreifachen Größe wachsen würde - und dann mußte ich sie schleudern.

Sehr, sehr schnell mußte das alles gehen.

Auf der Treppe hämmerten Schritte, schwer und schnell. So rannte nur einer: Mr. Silver!

Obwohl Phorkys noch nicht besiegt war, erfüllte mich ein unbeschreibliches Triumphgefühl, denn in wenigen Augenblicken würden wir den Vater der Ungeheuer in der Zange haben.

Ich vor ihm - Mr. Silver hinter ihm.

In solchen Situationen hatten unsere Feinde zumeist keine Chance mehr. Sogar Rufus, den Dämon mit den vielen Gesichtern, hatten wir auf diese Weise fertiggemacht.

»Mr. Silver kommt!« rief Cruv mir zu.

Verdammt. Das hörte nicht nur ich, sondern auch Phorkys, und der

Vater der Ungeheuer begriff, daß es besser war, eine andere Gelegenheit abzuwarten.

Er blies die Attacke augenblicklich ab, wandte sich um und stürmte den Flur entlang.

Verdammt eilig hatte er es.

Mr. Silver befand sich noch auf der Treppe, und ich hatte den Diskus noch nicht losgehakt.

Aber jetzt…

Die glatte Scheibe wuchs. Mr. Silver legte die letzten Stufen zurück.

Phorky hetzte auf das große Fenster am Ende des Flurs zu.

Ich holte mit dem Dämonendiskus aus.

Der Vater der Ungeheuer stieß sich ab und flog der Scheibe entgegen. Gewaltig war die Wucht, mit der er das Verbundglas durchstieß. Klirrend und klimpernd brach die Scheibe, und mit dem Splitterregen flog Phorkys hinaus.

Wenn ich den Diskus geschleudert hätte, wäre es ein Fehlwurf geworden, denn der Vater der Ungeheuer stürzte sofort in die Tiefe. Ich wünschte mir, daß er sich den Hals brach, doch ich war sicher, daß er mir diese Freude nicht machen würde.

Cruv, Boram und ich rannten los.

Mr. Silver langte im Obergeschoß an und schloß sich uns an. Wir keuchten zum Fenster, hoffend, daß Phorkys noch zu sehen war, denn dann hätte ihn Mr. Silver vielleicht noch mit seinem Feuerblick durchbohren können, doch das blieb ein schöner Wunsch, der nicht in Erfüllung ging.

Als wir das kaputte Fenster erreichten, wehte uns ein kühler Wind ins Gesicht.

Von Phorkys keine Spur mehr. Der hatte sich gerade noch rechtzeitig aus dem Staub gemacht.

»Schade!« knurrte Mr. Silver. »Ich hätte ihm liebend gern Zunder gegeben.« Er wandte sich um und fragte nach den beiden Ungeheuern. Ich zeigte ihm, was daraus geworden war, und aus seinen perlmuttfarbenen Augen zuckten hellrote Feuerlanzen. Sie hieben in die steinernen Körper, zertrümmerten sie und verwandelten sie in Sand.

Ohne daß es die Bewohner des Altersheimes mitbekamen, brachten wir den Heimleiter aus dem Haus und hinüber ins Polizeirevier. Dort setzte ich mich mit Tucker Peckinpah in Verbindung.

Nachdem er meinen Bericht gehört hatte, riet ich ihm, sich für die Beseitigung der Versteinerten etwas einfallen zu lassen, und er versprach, sich darum sofort zu kümmern.

Wir verließen die Polizeistation.

»Und was nun?« fragte Cruv.

»Hast du etwas dagegen, Boram mitzunehmen und in der Chichester

Road abzusetzen?« fragte ich den Gnom.

»Nicht das geringste«, antwortete Cruv.

»Dann wünsche ich dir eine gute Heimfahrt«, sagte ich.

»Und was macht ihr beiden noch?«

»Wir fahren zu Pater Severin«, erklärte ich. »Mal sehen, ob Mr. Silver ihm helfen kann.«

»Bis zum nächstenmal, Kleiner«, sagte Mr. Silver.

»Er nennt mich schon wieder *Kleiner*, dieser lange, ungehobelte Klotz«, brummte Cruv kopfschüttelnd und stieg in Tucker Peckinpahs Rolls Royce. Wortlos setzte sich der Nessel-Vampir neben den Knirps, und dann fuhren die beiden ab.

Mr. Silver und ich stiegen in meinen schwarzen Rover und fuhren zu Pater Severins Kirche. Der Priester schlief, als wir sein Schlafzimmer betraten.

Mr. Silver merkte sofort, was mit dem Priester los war. Er brauchte Severin nicht zu wecken. Es genügten einige kurze Tests. Dann sagte der Ex-Dämon: »Den hat es arg erwischt, Tony.«

»Wie schlimm ist es?« fragte ich mit einem bitteren Geschmack im Mund.

»Sehr schlimm«, sagte der Hüne.

»Kannst du ihm nicht helfen?« Mein Blick hing zitternd an Mr. Silver.

Als der Ex-Dämon langsam den Kopf schüttelte, krampfte sich mein Magen zusammen und wurde zu einem schmerzenden Klumpen. Ich schaute auf das entspannte Pferdegesicht des Priesters und ballte in ohnmächtiger Wut die Hände zu Fäusten.

War das alles, was ich tun konnte?

War das wirklich alles…?

ENDE